Auf heimischer Erde.

Verlag von **Carl Rümpler** in Hannover.

Dichter und Frauen.

Studien von Karl Frenzel.

Octav. Broschirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Dante Alighieri. 2. Torquato Tasso. 3. Luis de Camoëns. 4. Calderon's histor. Dramen. 5. Bertrand de Born. 6. François Regnard, ein französischer Lustspieldichter. 7. Louise de la Vallière. 8. Julie Lespinasse. 9. Louise d'Epinay und J. Jacques Rousseau.

Dichter und Frauen.

Studien von Karl Frenzel.

Zweite Sammlung.

Octav. Broschirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Firdusi. 2. Madonna Laura. 3. Macchiavelli. 4. Miguel de Cervantes. 5. Molière. 6. Aissé. 7. Voltaire's Trauerspiele. 8. Die Dichter der Freiheitskriege.

Dichter und Frauen.

Studien von Karl Frenzel.

Dritte Sammlung.

Octav. Broschirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Publius Terentius. 2. Quintus Horatius Flaccus. 3. Königin Elisabeth von England. 4. William Shakspeare. 5. Swift und Stella. 6. Manon Lescaut. 7. Aus Voltaire's Leben. 8. Beaumarchais. 9. Noch einmal Dante.

Büsten und Bilder.

Studien von Karl Frenzel.

Octav. Broschirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: I. Zur englischen Literatur: 1. Macaulay. 2. Ein christlicher Roman. 3. Lord Byron. – II. Zur französischen Literatur: 1. Marie de Lafayette. 2. Pierre de la Chaussée. 3. Zwei Romantiker im 18. Jahrhundert. – III. Zur deutschen Literatur: 1. Jean Paul. 2. Ludwig Uhland. 3. Annette von Droste-Hülshoff. 4. Karl Gutzkow. 5. Der Zauberer von Rom. – IV. Zur modernen Malerei: 1. Zur deutschen Geschichtsmalerei. 2. Eduard Hildebrandt, ein Landschaftsmaler. 3. Leopold Robert. 4. Ludwig Knaus. 5. Stryowsky.

Vanitas.

Ein Roman in sechs Büchern von Karl Frenzel.

3 Bände. Octav. Broschirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Watteau.

Ein Roman von Karl Frenzel.

2 Bände. Octav. Broschirt 2 Thlr.

Charlotte Corday.

Historischer Roman von Karl Frenzel.

Octav. Broschirt 1 Thlr.

Auf heimischer Erde.

Neue Novellen

von

Karl Frenzel.



Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1866.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

	Seite
Pygmalion	1
Der Saphir	67
St. Georg	141

Pygmalion.

I.

Vor drei Jahren fesselte, auf einer Kunstausstellung, in jener freundlichen Hauptstadt, die so oft ihrer Lage zu beiden Seiten eines mächtigen Stromes wegen mit Florenz verglichen wird, zumeist eine in Marmor vollendet ausgeführte Hebe die Blicke der Beschauer.

In etwas glich sie der berühmten Götterjungfrau Canova's: auch sie hatte eine schwebende Bewegung, einen wunderbar zierlichen, durch die Sandale, die ihn lose umschloß, noch mehr in der Feinheit seiner Form hervortretenden Fuß, auch ihr Haar schürzte sich einfach und kunstlos in einem reichen Knoten zusammen, nachflatterte auch ihr, wie vom Frühlingshauche des Olymps geschwellt, das leichte Gewand. Dies aber bedeckte nicht nur, wie bei der Statue Canova's, den Unterkörper, sondern umschloß hier in schleierartiger durchsichtiger Umhüllung, den Busen der neuen Hebe — in der erhobenen Hand schien sie dem rufenden, höchsten Gotte die Schaale voll Nektar entgegen zu

tragen, in ihr jugendliches, liebliches Antlitz mischte sich darum ein gewisser ernster Zug der Ehrfurcht, der Demuth, obgleich um ihren Mund ein entzückendes Lächeln der Anmuth glänzte.

Bilder wie Statuen lassen sich in ihren Umrissen nur beschreiben; den Farbenduft der einen und den Ausdruck, das eigenthümliche Leben der andern in ihrem Marmorleibe vermag auch das kühnste Wort nicht wiederzugeben, weil beide zunächst das sinnliche Auge allein berühren und von ihm mit jenem Wohlgefühl eingesogen werden, wie das Leuchten des ersten Grüns und das Purpurroth der untergehenden Sonne.

Auch die Hebe Adrian's mußte man sehen, um das Staunen und die Bewunderung zu begreifen, die sie erregte. Der Ausstellungssaal in dem alterthümlichen Rococcogebäude auf der breiten Terrasse, die sich längs des Flusses hinzieht, ward zu keiner Tageszeit von Besuchern leer. Den Künstlern und Kunstkennern machte die vollendete Arbeit, die Anmuth der Bewegung, die feine Gliederung diese Statue fast zum Studium, die Frauen fühlten sich durch den keuschen Adel ihrer Haltung, die Männer durch eine gewisse Herbigkeit ihres Gesichts, das von einem poetisch „mit einer erst halbgeöffneten Rosenknospe“ verglichen ward, unwiderstehlich angezogen. Die Menge ließ sich wie immer durch die gute „allge-

meine Meinung" bestimmen und fand die Hebe um so bewundernswürdiger, da sie das erste größere Werk Adrian's in Marmor, aus dem Gebiete der alten griechischen Kunst war, denn bisher hatte er, dem realistischen Zuge der Zeit folgend, nur eine und die andere Statue von Kriegern und Gelehrten in Erz auf öffentlichen Plätzen aufgestellt.

Halbgehörte und durch das Gerücht ausgeschmückte und verbreitete Geschichten erhöhten das Interesse für den Künstler und sein Werk. Große Summen, die ihm dafür angeboten, hatte er zurückgewiesen, bald einen unerschwinglichen Preis gefordert, bald gegen Käufer, denen er mehr Rücksicht schuldig zu sein glaubte, sich entschuldigt: diese Statue könne er nicht verkaufen. Noch vor Kurzem hatte er so ehrerbietig aber fest den Wunsch der Königin abgelehnt: jetzt sei es nicht in seine Macht gegeben, die Statue aus seiner Hand zu lassen, sollte dieser Augenblick aber eintreten, würde er sie am liebsten in ihren königlichen Händen wissen. Ja, dies beständige Andrängen verstimmte den reizbaren Mann so sehr, daß er schon die Hebe aus dem Ausstellungssaal entfernen wollte, und nur den Bitten der Freunde nachgab, ein solches Kunstwerk nicht der öffentlichen Bewunderung und Beurtheilung zu entziehen und eigensinnig seinem eignen Ruhme zu schaden. Für die, welche Adrian näher kannten,

war diese Hartnäckigkeit auffallend genug; sie wußten, daß er seit Jahren viel Geld brauchte, zu Zwecken freilich, die sie nicht zu errathen vermochten; denn es gab in dem ernsten, nicht mehr jugendlichen, durch harte und widrige Schicksale verbitterten Mann keine hervorbrechende Leidenschaft, die solche Ausgaben gerechtfertigt oder doch erklärt hätte. Woher kam es denn, daß er jetzt plötzlich einem so wohlverdienten und über Erwarten reichlichen Lohn entsagen wollte? War er doch längst, in Jahren und Erfahrung, über jene erste Schwärmerei des Künstlers hinaus, sein Werk für sich allein zu genießen und als Heiligthum zu bewahren.

In den Spätnachmittagsstunden eines warmen Julitages umstand eben wieder ein schaulustiger Kreis, Männer und Frauen, die Statue. Meist waren es Fremde, die in dieser Jahreszeit das deutsche Florenz zu besuchen pflegen und seine Gesellschaft beherrschen. Die lauten Ausrufe: „wie schön! wie jungfräulich!“ waren verklungen, ein fast andächtiges Schweigen fesselte alle, nur noch im Schauen schien die Empfindung der Seele zu leben. In dem Saale regte sich nichts, durch die niedergelassenen weißen Vorhänge der Fenster spielten die Sonnenstrahlen, wie langgezogene, dünne Goldfädchen hinein, prallten von der rothen Tapete der gegenüberliegenden Wand gleichsam zurück und umwoben wie

rosige Schleier den Marmor. Ein junges Mädchen, die bis jetzt mit ihrer älteren Begleiterin in einem Vorgemach vor Landschaftsbildern verweilt, näherte sich da der Hebe. Ihr staubgraues Seidenkleid rauschte über den Boden hin; die Statue sehen und erschrecken, erröthen war eins. Dann aber faßte sie sich und betrachtete prüfend das Bild, kein Zug veränderte sich mehr in ihrem Gesicht, nur zuletzte irrte es wie Wellenkräuseln über ihre Lippen, als hätte sie ein bitteres Wort darauf, unterdrücke es aber. Nun war sie schon vorüber, zu einer kleinen Gruppe tanzender Grazien getreten.

Mit eigener Theilnahme hatten die Umstehenden das Mädchen betrachtet: sie ging ruhig, mit einem gewissen, selbstbewußten Wandel durch den Saal. Nicht Adel, aber Lieblichkeit ließ sich ihrer Haltung, ihrer schlanken, um die Brust vollen Gestalt absprechen, sonst zeugte jede ihrer Bewegungen, ihre gewählte, einfache Kleidung, die Gefährtin, die ihre Gesellschaftsdame zu sein schien, für ihren Geschmack und ihren vornehmen Stand. Das Alles erweckte die Neugierde der Anderen; als sie den Saal verließ, machten sie ihr beinahe wie einer Fürstin zu beiden Seiten hin Platz.

Jedem, der sie so sah, ihr Antlitz rosig und golden von der Sonne überflammt, mußte die Aehnlichkeit

zwischen ihr und der Hebe auffallen. Die marmorne wie die lebendige Jungfrau hatte denselben keuschen Ausdruck, dieselbe wunderbare Feinheit der Formen, den gleichen Mund, eine hohe Stirn, nur schwebte die Göttin mehr, idealischer — und die in ihren Zügen nur angedeutete Härte war in denen des jungen Mädchens zur Starrheit verdichtet — einer Starrheit, über die jetzt, wo sie merkte, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, ein Hauch wie von verletzter Würde wehte. Wenn sie in dem Gesicht der Hebe ihr eigenes wiedererkannt, so hatte sie ein Recht zu der Mißbilligung, die sie im Herzen empfand, es war nichts daran von ihrer Hoheit und Schroffheit.

Denen, die noch im Saale zurückblieben und Adrian's Werk einer abermaligen Kritik unterzogen, konnte kein Zweifel sein, daß die Fremde dem Künstler zum Modell gestanden.

Doppelt wuchs damit die Theilnahme an ihr, das Verlangen, Näheres von ihr zu wissen, von dem Verhältnisse, das sie mit dem berühmten Bildhauer verbunden.

Zu denen, die am eifrigsten danach forschten, gehörte ein junger Mann, Herman Rosen, oder vielmehr er übertraf alle in dem Bestreben, das Geheimniß der schönen Unbekannten zu enthüllen.

Von Herman Rosen hätte Niemand mehr zu sagen gewußt, als daß er seit einem Jahre durch den Tod seines Vaters sein eigener Herr geworden und ein wohlbegüterter Gutsbesitzer sei, der die Verwaltung seiner Herrschaft andern Händen überließ und jetzt eine Reise durch Deutschland und Italien vorhatte. Wenn man auch seinen vertrautesten Freund nach seinem Wesen und den Eigenschaften seines Herzens gefragt, er hätte immer nur antworten können: er ist ein Mensch, wie wir Alle in diesen Tagen, durch nichts hervorragend und schwerlich zu großen Dingen berufen. Freundlicher waren ihm die Damen geneigt; Herman Rosen verband mit einem Anhauch männlicher Schönheit eine gewisse kecke und doch ritterliche Huldigung des zarteren Geschlechts, das Gerücht von seinem Reichthum ging ihm voran. Ueberdies suchte er, freilich zunächst nur „im Vorbeigehen" eine Frau für das neue Wohnhaus, das er sich auf seinem Gute errichten ließ, und kaufte inzwischen, da noch, sagte er, kein Mädchen seine Phantasie begeistert, Bilder und Kunstwerke zur Ausschmückung desselben. Ein Hang zur Eitelkeit mehr als wahres und tiefes Ergriffensein von einer künstlerischen Schöpfung hatte ihn da getrieben, mit Adrian der Hebe wegen in Unterhandlungen zu treten. Kurz und rauh sagte ihm der Bildhauer: „Nein!" und der Stachel verletzter Eigen=

liebe war in Rosen's Brust zurückgeblieben. Bot sich ihm jetzt nicht eine günstige Gelegenheit dar, eine „ganz kleine" Rache gegen den stolzen Künstler zu üben, wenn er hinter das Geheimniß der Hebe kam?

Besitzt einer nur Geduld, Muth und Geld, so giebt es in dieser Welt wenig Dinge, die er nicht erreichte. Schon am dritten Tage nach dem Besuche des jungen Mädchens in der Ausstellung wußte Herman Rosen ihren Namen, ihre Wohnung und hatte sogar in der Bildergallerie vor einem weltberühmten Gemälde Correggio's drei oder vier Worte mit ihr gewechselt.

Dort, wo am Südende der Stadt eine mit Pappeln besetzte Allee nach dem sogenannten großen Garten führt, liegt zur linken Seite der Straße hinter niedrigen, weißen Mauern, über die Epheu in wilden Ranken klettert, ein Garten mit mächtigen, dichtlaubigen Lindenbäumen; durch ihre Schatten sieht man die Fenster eines Landhauses schimmern, gerade auf seine Pforte zu geht der Kiesweg von der in der Vordermauer angebrachten eisernen Gitterthür, deren Spitzen vergoldete Knäufe tragen.

Es war nur natürlich, daß Herman Rosen, als er an diesem Abend, aus dem im großen Garten gelegenen Sommertheater heimkehrend, an den weißen Mauern vorüberging, einen Augenblick vor dem Gitterthor stehen

blieb und nach den Fenstern hinaufschaute — denn hinter ihnen wohnte eben die Fremde, Fräulein Sibylla . . .

Eine Frauengestalt ließ die Vorhänge nieder und gleich darauf strömte ein voller, hellgoldiger Strahl, der Schein einer Lampe, sagte sich Herman, in die Dämmerung und das Dunkelgrün der Bäume hinaus.

Einige Male ging er unschlüssig vor dem Hause auf und nieder, er faßte behutsam an den Griff der Eisenthür — sie war nur eingeklinkt. So nahe einmal, horchte er mehr unwillkürlich, als absichtlich in den Garten hinein. Das Geräusch von bald sich nähernden, bald sich entfernenden Schritten schlug an sein Ohr . . . die Dahinschreitenden aber gewahr zu werden, daran hinderten ihn die Schatten des Abends, die Bäume, das dicht verschlungene Gebüsch . .

Darüber war jenseit der Straße, über dem Felde, am Himmel der Mond sichtbar geworden — jetzt noch eine dünne, mattgoldene Sichel, deren Strahlen schräg in den Garten fallend sich mit dem helleren Schimmer vermählten, der langsam aus den Fenstern dahinglitt.

Viel Menschen gehen zu dieser späten Zeit in der im Ganzen einsamen und stillen Stadt nicht diese stillste Straße, Herman Rosen war fast allein — nur zuweilen rauschten die Blätter über ihm, nur zuweilen

drang ein Ton von dem Reden der im Garten Wandelnden zu ihm .. Töne, aber leider keine Worte —

Da ergriff es ihn so recht eigen, tief und ängstlich zugleich, als jetzt ein scharfer, kurzer aber doch durchdringender Schrei erscholl — ein Schrei, der, wie er in seiner aufgeregten Phantasie sich augenblicklich vorstellte, von Niemandem erhoben sein könne, als von Sibylle... An die Thür fassen, sie aufreißen und unbesonnen in den Garten stürzen, war ihm eins.

Der Zufall, für ihn war es der Instinct des Herzens, führte ihn unter den vielen, verschlungenen Pfaden des Gartens den rechten, nach einer Weinlaube.

Hart vor derselben aber fühlte er sich aufgehalten: so dunkel war es doch noch nicht, daß er in dem vor ihm stehenden Manne mit finsteren, verschatteten Zügen nicht Adrian hätte erkennen sollen.

„Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte der Bildhauer mit rascher, erregter Stimme.

Zu den Furchtsamen und Verlegenen hatte Herman Rosen nie gehört: „Vergebung“, entgegnete er im kühlsten Ton gesellschaftlicher Höflichkeit. „Ich höre, an dieser einsamen Besitzung vorübergehend .. oder besser vielleicht, ich glaube einen Schrei zu hören, ich trete ein — aber noch einmal, Herr Adrian, vergeben Sie mir.“

„Und Sie wußten, daß ich hier wohne?“

„Nicht doch, ich würde sonst wahrhaftig nicht in dieser Abendstunde erst, beim Zwielicht des Mondes, Ihren herrlichen Garten bewundern, sondern Sie schon lange um die Vergünstigung gebeten haben, ihn im Sonnenschein durchwandern zu dürfen.“

„Hier und dort wird noch darin gearbeitet, aber in einigen Tagen hoffe ich Ihr Verlangen erfüllen zu können.“

So begleitete Adrian den jungen Mann zur Gitterthür zurück.

Eben verneigte sich dort Herman Rosen zum Abschied, allein das übliche „Leben Sie wohl!“ blieb ihm wie festgebannt auf der Zunge, denn wieder ertönte der Schrei, diesmal sich auflösend in ein krampfhaftes Schluchzen . .

Sagen konnte er freilich nichts darauf, denn er war schon draußen auf der Straße und Adrian war, rasch die Gitterthür schließend, in den Gängen des Gartens verschwunden.

Eine unberechenbare Fülle von Abenteuern, Verwickelungen von Glück und Unglück bot sich dem geschäftigen Geiste des jungen Mannes dar... Sibylle und Adrian wuchsen ihm zu Helden einer wundersamen Geschichte auf.

An sich aber war es nur ein kleines Wort gewesen, das die Verwirrung, das Erschrecken und den Schmerz Sibylla's erregt hatte.

„Ich bin nicht Dein Vater“, hatte ihr Adrian im Laufe einer langen Unterredung gesagt.

„Nicht mein Vater!“ Dieser Gedanke hatte Sibylle bis in das tiefste Herz getroffen.

Was dann? fragte sie sich ganz leise mit einer Aengstlichkeit, für die sie zwar keinen Grund anzugeben wußte, die ihr aber nichts desto weniger die wildesten Thränen erpreßte. So weit sie zurückdenken konnte, war ihr alles Gute von Adrian allein gekommen. In der Erziehungsanstalt, in der sie aufgewachsen war, hatte sie Niemand besucht, als Adrian; an keinen Andern hatte sie von dort aus je einen Brief geschrieben, als an ihn; größer geworden, erfuhr sie dann im unermüdlichen Forschen und Fragen von der Vorsteherin, daß Herr Adrian sie als ein noch junges Kind in die Anstalt gebracht und ihr zur sorgfältigsten Erziehung empfohlen habe. Mit ihrem siebzehnten Jahre hatte er sie aus der Pension genommen und sie zu einer alten, würdigen und gebildeten Frau geführt: diese, sagte er ihr, solle sie fortan wie ihre Mutter ehren. Eine Zeit lang wohnte sie mit ihr zusammen in Nürnberg; Sibylla gewöhnte sich an die verständige, kluge Frau, ob-

gleich eine gewisse Kälte in ihr es nicht zum warmen Durchbruch ihrer Gefühle kommen ließ. Im vergangenen Frühling waren beide Frauen mit Adrian nach Florenz gereist; die zwei Monate, die sie dort verlebt, nannte selbst Sibylla, trotz ihrer Unempfänglichkeit, ihre Sonnenzeit, wenn sie davon sprach, glühte ihr Auge. Adrian war dann tiefer hinunter nach Rom gegangen, Sibylle mit ihrer Begleiterin wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Zu viel Eindrücke, hatte ihr Adrian tröstend beim Abschied gesagt, müsse die Jugend nicht auf einmal in sich aufnehmen und überhaupt das geringe Glück, das es für den Menschen gäbe, nicht in allzuraschen, wohl gar auf einen Zug auskosten. Jetzt nun hatte sie sein Brief nach dieser Stadt gerufen, mehr als ein Jahr war verflossen, seit ihn Sibylla nicht gesehen.

Und nun mußte sie gleich bei ihrem ersten Wiedersehen erfahren, daß er nicht ihr Vater sei!

Dieser Glaube war ihr süß und lieb geworden, er erfüllte ihre Seele mit so angenehmen, romantischen Träumen — mit Träumen, die zugleich ihrem Stolze, dem lebhaftesten ihrer Gefühle, schmeichelten. Sie wußte, daß Adrian ein berühmter Bildhauer war; so gute Augen hatte sie doch, um zu sehen, daß er vor Jahren sich dreist zu den ritterlichsten und schönsten Männern hatte rechnen können.. aus dem Allen wob sie sich einen

Roman zusammen: Adrian hatte in seiner Jugend die Bekanntschaft einer vornehmen Frau gemacht, was weiß ich, welcher Fürstin, sagte sie sich, wenn sie an die französischen Gräfinnen, die russischen Fürstinnen und die englischen Ladies dachte, die sich in Florenz um ihn gedrängt — ihre Liebe gewonnen, beider Kind war sie selbst.. wie war das so natürlich, so wahrscheinlich! Und nun sollte es doch nur eitle Täuschung gewesen sein? Sibylla weinte um den Verlust ihres Traumes, um — ja wozu hatte er denn so viel für sie gethan, sie wie das vornehmste Mädchen erziehen lassen, sie mit ausgesuchter Pracht umgeben.. wozu, wenn sie nur ein armes, älternloses Kind war?

So lag sie hingesunken, das Gesicht in den Händen verborgen, auf der Bank der Weinlaube, als Adrian wieder zu ihr trat.

„Stehe auf, Sibylle", sagte er sanft begütigend, „quäle Dich doch nicht um einen Wahn! Was liegt denn am Namen, da Du ja doch weißt, daß ich nie von Dir lassen werde!"

„Aber wie bist Du zu mir gekommen? Wer bin ich denn?" fragte sie zurück und richtete ihre dunklen starren Augen mit einem Blick des Zweifels und der Furcht auf ihn.

„Komm hinauf!" bat er. „Ich will Dir Alles

sagen; es giebt nichts in Deiner Vergangenheit noch in meiner Handlung, was Dich ängstigen oder schmerzen könnte."

Ein eigenes Leben, ein eigener Gegensatz lag in den beiden schlanken, auffallend schönen Gestalten, wie sie im Dämmerlicht des Mondes schweigend nebeneinander dem Hause zuschritten.

Oben in dem Mittelzimmer, aus dessen Fenstern der Lampenschimmer bis zu Herman Rosen gedrungen, erzählte dann Adrian dem aufhorchenden Mädchen Folgendes:

„Weit abseits von der Fahrstraße, die durch das Gebirge führt, wanderte ich an einem Sommerabend durch eine Thalschlucht, einem Bache folgend, der immer mehr durch das von den Felsen umher zu ihm niederrieselnde Wasser anschwoll, aufbrauste und eiliger dahinrauschte. Von heute zu jenem Tage sind vierzehn Jahre hingegangen. Glücklicher war ich damals nicht, im Gegentheil durch herbe Erfahrungen, durch den Bruch einer ersten Liebe zu den schwermüthigsten Betrachtungen geneigt, deren ich mich eben durch eine Fußreise in das Gebirge entledigen wollte, aber doch viel jugendlicher und bei allem Schmerze muthiger, hoffnungsreicher. Ich wanderte ganz allein, kaum war mir ein und ein andermal ein Holzfäller aus der Waldung vom Kamme

des Gebirges herab entgegengekommen, ein Mädchen in zerlumpten Kleidern, das mühselig auf dem Rücken einige Bündel Heu von der Waldwiese herbeischleppte. Einsam für mich pfiff ich ein Lied oder starrte zu den wunderlichen Felsformen und den wechselnden Wolken des Abendhimmels hinauf. Mir gerade gegenüber sank die Sonne; während die Gipfel noch brannten und die Bäume auf den Bergspitzen wie unter goldenen Kronen sich neigten, herrschten im Thale schon Schatten und Kühlung. Bald erweiterte sich auch seine Enge; wie durch ein hochgewölbtes Thor jagte der Bach noch durch zwei überhängende Basaltfelsen und floß dann ruhiger an einer weiten, wie im Halbrund von Tannen umstandenen Wiese vorüber. Von ihrer Westseite tönte mir das Rauschen von Mühlrädern entgegen, die Mühle selbst verbargen mir noch die Bäume.

„Unter dem Thor, auf einem der dort liegenden Steine saß ein Kind. Wild und wüst hingen ihm die schwarzen Locken um sein kleines, blasses Gesicht, die Stirn beschattend und bis tief in den Nacken hinein. Seine bloßen Füße hatte es in das Wasser des Baches gesteckt. Was es von Kleidern trug, war zerrissen, staubig und schmutzig: ein Bild der Armuth und Verkommenheit. Ich suchte schon nach einer kleinen Gabe, um sie im Vorbeigehen ihm zu geben — da fiel es mir

auf, das sich das Kind trotz meines Näherkommens nicht von seinem Platze rührte, den Reisenden, wie es leider in solchen Gebirgsthälern die Sitte ist und die Armuth erheischt, mit einer Bitte anzugehen. Auch als ich vor ihm stand, machte es keine Bewegung, sondern richtete nur seine Augen mit eigener Starrheit auf mich. Das ergriff mich; ist sie stumm? dachte ich bei mir, denn ich erkannte jetzt, daß es ein Mädchen war, und fragte: „Wo wohnst Du?" „Dort", erwiderte sie mit einer für ihre Jahre festen Stimme und zeigte mit der Hand nach dem Ende der Wiese, von der das Getreibe der Mühlräder herüberscholl. „In der Sägemühle?" „Ja." Dabei blieb sie unverändert sitzen, trotz ihres bettelhaften Aussehens in edler, plastischer Ruhe. Du begreifst, daß jetzt der Künstler in mir erwachte, daß die feinen, schmächtigen, im reinsten Verhältniß zu einander stehenden Formen des Kindes unter ihrer Hülle von Schmutz und Elend mich doppelt fesselten. „Wie heißest Du denn?" „Sibylla." Der Name — ich will es Dir nur gestehen — der Name vollendete meine Verzauberung. „Und wohnen in der Mühle Deine Eltern?" „Ja." „Kann ich bei Euch essen und schlafen?" „Da mußt Du den Vater fragen." „Warum sitzest Du denn hier so allein?" „Weil es hier so still ist und mich keiner hier schlägt."

„Genug, ich folgte der Voranschreitenden. Selten habe ich mürrischere, härtere und abstoßendere Menschen gefunden, als den Müller und seine Frau. Vielleicht war ich indeß von vornherein gegen sie eingenommen und erhob, von dem Wesen des Kindes wie in einen Zauberkreis gebannt, Anforderungen an sie, die sie eben nicht erfüllen konnten. Wirthschaft und Geschäft eilten sichtlich dem Verfall zu, um die Kinder bekümmerte sich Niemand. „Wild wachsen ja auch Aepfel und Pflaumen auf", sagte mir frech der Müller. Im Laufe des Abends erfuhr ich denn von der Frau, deren Offenherzigkeit ich leicht durch ein Goldstück gewann, daß Sibylle das Kind ihrer Schwester sei; anfangs hätte diese und ihr Mann ein lustiges und reiches Leben geführt, bis ihr Vermögen geschwunden, der Mann nach Amerika gegangen, die Schwester verdorben und gestorben sei. Aus Barmherzigkeit habe sie die kleine Sibylla zu sich genommen, aber das sei ein störrisches, faules und unfreundliches „Balg", wie sie sich ausdrückte, und die Last fiele ihr immer unerträglicher. Auf einer dürftigen Streu kam mir da in der Stille der Nacht der Gedanke, Dich — denn Du weißt ja schon, daß Du dies Kind warst — diesem elenden Loose und der Verkümmerung zu entreißen; Du gehörtest in lichtere Sphären, unter andere Menschen. Wenn ich

noch hätte schwanken können, — wie Du mir in der Frühe des andern Morgens entgegentratest, so bleich, so lieb, so wildschön, hättest Du mich noch zu ganz andern Entschlüssen hingerissen. Mit Deinen Pflegeältern war die Verhandlung kurz, sie staunten nur, daß sich ein Fremder „mit dem faulen Kinde“ befassen wollte, sie fragten kaum, ob ich denn auch Mittel genug hätte, Dich zu ernähren. Das Weitere besprach ich darum mit dem Prediger des nächsten Dorfes: so wurdest Du mein, Sibylla.“

Die Hände verschränkt, im Lehnsessel liegend, hatte sie ihm zugehört, weder die Farbe noch den Ausdruck ihres Gesichts wechselnd — wie sie jetzt aufstand, glich sie einer Statue der Minerva.

„Ich danke Dir, Adrian“, sagte sie mit einer Weichheit, die sie selten ergriff, „danke Dir für dies ganze Leben und wenn es ein künftiges giebt, auch drüben. Ich habe nichts, als diese Dankbarkeit, willst Du damit zufrieden sein?“

Als er sie sanft auf die Stirn küßte, lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter.. so still und kalt, so recht, wie ein Marmorbild.

II.

Eine Woche etwa war seit diesem Abend verflossen, ohne daß Herman Rosen seinem Ziel, ein Geheimniß zu entdecken, wo im Grunde keins verborgen lag, näher gekommen.

So klein und eng ist die Stadt nun freilich nicht, daß Menschen, die sich suchen, täglich einander begegnen müssen, wiederum aber nicht so weitläufig, daß man dem beharrlich ausweichen könnte, der uns rastlos verfolgt. Wiederholt hatte Herman Sibylla auf der Terrasse, in der Galerie, im Wagen, auf der Fahrstraße, die den großen Garten durchschneidet und an einem ehemaligen Jagdschlosse vorbeiläuft — leider niemals allein getroffen. Entweder begleitete sie Adrian, dann blieb es von Rosen's Seite bei einem höflichen Gruß, einem fragenden Blick, oder die alte Dame, deren Gegenwart wohl ein kurzes Gespräch über ein Bild, das Wetter und die Schönheit der Aussicht und des Farbenspiels beim Untergang der Sonne erlaubte, wenn

sie unter den Bäumen der Terrasse wandelten, doch jede nähere Beziehung, jedes innigere und tiefere Wort verbot. Auch Sibylle bewahrte stets die gleiche Ruhe und Kälte; so huldvoll sie Rosen empfing, so freundlich sie auf seine Bemerkungen einging, ihre Gemessenheit verlor sich nicht, noch nicht ein einziges Mal, sagte er zu sich selbst, hab' ich sie lachen gesehen — und es ist kein Zweifel, daß er längst dies Abenteuer „verlorner Liebesmüh" aufgegeben, wäre nicht seine Neugier stärker als sein Verdruß und der Zauber der Gewohnheit mächtig über ihn gewesen.

Endlich mußte er jedoch einen Entschluß fassen, wie er es ausdrückte, mit seinem Schicksal fertig werden. Weit über die Tage hinaus, die er dem deutschen Florenz hatte widmen wollen, war er geblieben, recht wußte er selbst nicht, warum, und dies zumeist verletzte seine reizbare, aufbrausende Natur. Ihm kam die Lust an, sich eine moralische Strafpredigt über nutzlos vergeudete Zeit zu halten und sich einen Thoren zu schelten, der „wie Hans Dampf in allen Gassen" dem ersten Mädchen und dem ersten Vorfalle nachliefe. „Hans Dampf", ärgerlich schlug er sich vor die Stirn. Was war denn der Zweck von seinen Gängen durch die Straßen, an ihrem Hause vorüber? Liebte er Sibylle? „Oho"! rief's in ihm, „du wirst doch nicht! Die Geliebte eines Künst-

lers, die „Modell“ gestanden!“ Für hohe, adlige Geburt hatte er nie geschwärmt und leicht hätte in dem Alter, in dem er war, seine Leidenschaft sich sogar über den Makel der Herkunft und des Standes fortgesetzt, aber die Sache lag doch zu offen, ihm zu nahe und hinderlich, um mit einem Sprung darüber wegzukommen. „Die Geliebte Adrian's! Allein wer sagte es denn?“ „Du“, mußte er darauf antworten, „deine Eifersucht.“ Neigung, Eifersucht — in diesen Kreis schienen heut seine Gedanken gebannt zu sein. Um sich von ihnen zu befreien, beschloß er, einen Ausflug in das nahe Gebirge zu machen, bei seiner Rückkehr im Hause Adrian's vorzusprechen und Abschied zu nehmen. „In drei, vier Tagen wird das Ganze eine vergessene Geschichte sein“, tröstete er sich, „legt's zu den übrigen.“

Mit der Eisenbahn erreicht man in einer halben Stunde das freundlich im Thal gelegene Städtchen, ringsumher, oft dicht hinter den kleinen Gärten der Häuser erheben sich tannenbewaldet die Höhen, auf der Spitze der einen stehen die geringen verwitterten Ueberreste einer alten Burg. Weder großartig noch hochromantisch ist die Gegend, sie macht eher einen lieblichen, träumerischen Eindruck: vor Allem, wenn man, wie in dieser Nachmittagsstunde Herman Rosen, langsam die schmalen, vielfach und launenvoll sich windenden Stege

die Berge hinanschreitet, im Schatten und in der Stille der hohen, dunklen Bäume, die schlank aufragend den Säulen einer Halle gleichen, jetzt sich umwendet und den Blick auf den Feldern, den Häusern im Thal ruhen läßt, den Lauf des Baches verfolgt, der sich hindurchschlängelt, hier und dort von einer Holzbrücke überragt, und dann wieder weiter im Walddüster wandelt. Wie gesagt, es ist Sommernachmittag, eine laue, sanftbewegte Luft, die Sonne im goldigsten, von keiner schweren Wolke getrübten Glanz; leise summen die Käfer, fast lautlos hüpfen von Zweig zu Zweig die Vögel. In solchen Augenblicken braucht man nicht, wie so Viele glauben, eine besondere „poetische Anlage", sondern nur ein gesundes, empfängliches Herz zu haben, um die Schönheit der Natur in wohligster Empfindung zu genießen. Der Unmuth, der am Morgen Herman's Stirn mit allerlei Grübeleien und Grämlichkeiten verschattet, wich allmählig, ihm fiel das Wort Othello's ein, den er am vergangenen Abend im Theater von einem berühmten Schauspieler hatte darstellen sehen: „so blas' ich meine Lieb' in alle Winde" — er befand sich in ähnlicher Stimmung, war aber weit entfernt, die Sache tragisch zu nehmen, und sann im Gegentheil „auf einen humoristischen Schluß."

Der sollte ihm indessen nicht so leicht werden, denn

als er um eine Biegung des Weges schritt, bemerkte er vor sich eine Dame, die den Berg schon höher hinangestiegen war und jetzt Athem schöpfend sich an den Stamm einer Tanne lehnte.

Es war nicht nöthig, daß sie ihr Gesicht grade auf ihn richtete, die Stimme seines Herzens sagte ihm ohnedies: es ist Fräulein Sibylle.

Ja, sie war's — und allein!

Was hätte er noch am gestrigen Tage dafür gegeben, sie so zu treffen! Aber heute — der Verdacht wollte ihm nicht aus der Seele: Adrian's Geliebte! Und auch das Antlitz Sibylla's verhieß nicht viel Tröstliches, ihr Auge leuchtete nicht auf, als sie ihn erblickte; wenn er einer unwillkürlichen Bewegung, die sie that, eine bestimmte Absicht unterschieben durfte, suchte sie ihm zu entfliehen und eine Begegnung zu vermeiden, die nun doch unumgänglich geworden.

„Welch' Glück, Fräulein Sibylla" — begann er, sie standen dicht nebeneinander.

„Guten Tag, Herr Rosen", unterbrach sie ihn kühl.

Der Ton ihrer Worte kränkte seine Eitelkeit; „wenn wir uns beide heut ärgern wollen, ich bin bereit", dachte er und sagte laut: „Sie gehen zur Ruine hinauf? Ich habe denselben Weg, und unbekannt wie wir mit der

Gegend sind, müssen wir wohl auf der graden Straße bleiben."

„Meiner Begleiterin fällt das Bergsteigen zu schwer, ich aber möchte gern auf der höchsten Spitze stehen" —

„Eine schöne Aussicht zu genießen?"

„Nein", entgegnete sie, „Freiheit zu athmen."

Herman Rosen hatte die Ahnung, daß der Doppelsinn dieser Aeußerung vielleicht auch gegen ihn gerichtet war, der sich ihr doch beinahe aufdrängte, allein einmal in die „göttliche Grobheit" gerathen, war er entschlossen, seine Rolle zu Ende zu spielen, unbekümmert, was ihn erwartete: Sieg oder Niederlage, ihre Gunst oder ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

Schweigend gingen sie eine Weile vorwärts, klommen über die schroffsten Stellen und wanderten dann auf dem Rücken der Höhe zu der Ruine hin, die an der andern Seite des Thales lag.

Nun machte Herman einige Bemerkungen über Berge, alte Schlösser und die melancholischen Empfindungen, die uns in ihrem Anblick beschleichen, worauf sie, spöttisch genug, mit dem Vers Mathisson's „Schweigend in der Abenddämmrung Schleier" — antwortete.

Scheinbar im freundlichen Verkehr, denn er bot ihr hülfreich die Hand, sie um diese aufragende Felsspitze, an jener schroffen Senkung vorüber zu leiten, wurde

doch die Stimmung der beiden jungen Leute mit jedem weiteren Schritte unerträglicher und gereizter; zum Glück erreichten sie, ehe sie zum Ausbruch kam, das Gemäuer. Während Herman von einem Betteljungen die Beschreibung und Geschichte der Burg kaufte, hatte sich Sibylle auf einen der losgebrochenen Quadersteine niedergelassen, die noch im Grase verstreut umherlagen.

Ihre Blicke verdunkelten sich; da sie sich unbeachtet glaubte, erschienen auch auf ihrem sonst so starren Antlitz die Spuren der Stürme, die unablässig seit Adrian's Erzählung ihr Gemüth beunruhigten, Herman aber, der sie so vor sich hinstarren sah in das Thal zu ihren Füßen, wähnte, die Schönheit der Landschaft habe sie mächtig ergriffen — etwas, was er bei der „Geliebten" eines Bildhauers, die vielleicht selbst ein wenig „in die Kunst hineinpfusche", durchaus natürlich fand.

Darum sagte er: „Ein stilles, liebliches Thal! Schade, daß Sie als Künstlerin doch nicht mit ganz unbefangenem Auge es betrachten, wie wir andern Sterblichen. Ich wette, Sie suchen eben nach malerischen Gegensätzen, nach prächtigen Lichtern und wirkungsreichen Schatten."

„Da irren Sie, Herr Rosen; ich bin keine Künstlerin und dachte im Augenblick an nichts weniger als an Malereien."

„Sollte die innige Freundschaft, ein langer Umgang mit einem so außerordentlichen Meister, wie Herr Adrian ist, nicht unwillkürlich auch auf Sie Einfluß geübt haben? Wie leicht werden die Ansichten eines Freundes die unserigen, wie gern huldigen wir seinen Anschauungen und unterstützen seine Zwecke."

Sie schaute hoch auf, verwundert, betroffen sogar, doch entgegnete sie nichts, erwartungsvoll, wohin diese, ihr fast unverständlichen Aeußerungen zielten.

Rosen ließ sie nicht warten. „Denn wie", setzte er hinzu, „würde es dem Künstler gelungen sein, jene Hebe zu bilden, wenn Sie nicht das unübertreffliche Urbild seiner Schöpfung gewesen?"

Nun fuhr sie auf: „Welche Hebe? Was meinen Sie nur?"

„Das nenn' ich Verstellung", sagte Herman in sich hinein, laut erwiderte er: „Die Hebe im Ausstellungssaal, ich habe Sie zum erstenmal davor gesehen."

Hastig sprang sie auf: „Ich ahnte es! Aber, Herr Rosen, ich versichere Sie, bestimmt wußte ich es nicht! Von ihm! Und mir ähnlich soll die Statue sein?" redete sie heftig, auf und niedergehend.

„Sie werden mir zürnen", sagte er, über die Verwandlung ihres Wesens erschreckt, „daß ich das Gespräch auf diesen Gegenstand gebracht, aber Jeder, dem es das

Glück gegeben, Sie und das Kunstwerk zusammen zu bewundern, ist überzeugt, daß es nur nach Ihnen gebildet werden konnte."

„Nach mir!" Aergerlich stampfte sie mit dem kleinen Fuß auf die Erde. „Ich mag der Welt nicht zur Bewunderung noch zum Gespött dienen! Und er fühlte selbst, welch' Unrecht er mir gethan, darum verbot er mir, die Ausstellung zu besuchen, freilich, als es zu spät war."

Zu Herman's Ehre muß gesagt werden, daß er bei dem Unwillen des jungen Mädchens, der offenbar noch einen tieferen Schmerz verbarg, seine Unvorsichtigkeit bereute; seine angeborene Gutmüthigkeit drängte ihn, sie zu trösten. „Vergessen Sie nur meine Worte und das Bild, wenn es Sie kränkt; Ihnen wie mir ist es auf immer entrückt, es wurde gestern aus dem Saal entfernt, ein Engländer hat es gekauft, dem wird es nicht mehr und nicht weniger als eine marmorne Statue sein."

Als ob er Oel in's Feuer gegossen, so wirkte sein „Trost" auf den Zorn Sibylla's.

„Verkauft! Mich verkauft!" rief sie aus. Es zuckte in ihrem Gesicht und sein Ausdruck erhielt einen schmerzlich finstern Zug. „O, ich bin namenlos unglücklich!"

Ueberrascht stand Herman, eine solche Entwickelung hatte er, bei all' seiner Vorliebe für Geheimnisse, doch nicht geträumt.

„Unglücklich! Und Sie sind so jung, so schön! Würde sich nicht Jeder glücklich schätzen, auch nur das Geringste für Sie zu thun?"

„Worte, Worte!" Und sie faltete die Hände über der Brust zusammen. „Ich stehe allein in der Welt; ich habe Niemand."

„Und ich? Aber freilich, ich habe kein Recht mich zu Ihren Freunden zu zählen."

Den Kopf, den sie bisher gesenkt gehalten, erhob sie mit einer Anmuth, die er ihr nicht zugetraut, und schaute ihn einen Augenblick mit ihren dunklen, sinnenden Augen an.

Dieser Blick, obwohl er ohne Wärme war, entschied dennoch Herman Rosen's Geschick, er glaubte eine ganze Geschichte heimlichen Leidens, eine süße, verschwiegene Liebe darin zu lesen — und so, da bei solchen Gelegenheiten Augen und Bewegungen besser sprechen, als Worte, ergriff er ihre Hand und drückte sie an sein Herz.

Damit war der Zauber und die Erregung, die sie umfaßt, gebrochen; die immer tiefer sinkende Sonne mahnte zum Aufbruch, Herman pflückte noch eine arme rothe Haideblume, die in schmalen Büscheln zwischen

den Steinen wuchs, „zur Erinnerung" — auf ein ferneres Gespräch mußte er verzichten, denn Sibylla's Begleiterin, die das lange Verweilen des Mädchens besorgt gemacht, kam ihnen auf dem Rückweg von der Ruine herab entgegen.

An der Eisenbahn, ehe sie einstiegen, gewann Sibylle eine günstige Gelegenheit, ihm zuzuflüstern: „Erfahren Sie, wer die Hebe gekauft, und bringen Sie mir Nachricht, ich erwarte Sie, heute noch, und wäre es um Mitternacht."

„Ach!" murmelte Rosen; weiter sagte er kein Wort und verneigte sich nur leicht vor Sibylla, zum Zeichen, daß sie auf ihn rechnen könne, sein Glück machte ihn stumm.

Während der kurzen Fahrt, obwohl sie sich dicht gegenübersaßen, hingen sie wie er ihren besondern Gedanken nach; von allem, was sie gehört, erschüttert und in ihrem Stolze schmerzlich berührt, nährte sie den heftigsten Unmuth wider Adrian in ihrem Herzen. Daß er, ohne sie darum zu bitten, ihr Antlitz und ihre Gestalt den Blicken Aller preisgegeben, erschien ihr als ein häßliches und schmähliches Vergehen, nie hatte er in ihr die Tochter, sondern immer nur das gekaufte Mädchen gesehen — auch eine Sclavin, die er für seine künstlerischen Zwecke benutzte. Je mehr sie nachsann,

in desto trüberem Lichte zeigte sich ihr sein Verfahren, sie war geneigt, in seiner großmüthigen Handlung nur Berechnung und Hinterlist zu sehen. Ihr fiel ein, wie sie unwissentlich das Modell seiner Hebe geworden. Es war zu Florenz, sie hatten den Palast Pitti, die Uffizien, durchschritten und vor den antiken Statuen verweilend, hatte Adrian die bewunderungswürdige Gewandung derselben, ihre fast durchsichtigen und dennoch marmornen Schleier, die sich in hundert feinen Falten um Arm und Fuß und Knie brechen, fort und fort gerühmt und endlich halb im Scherz, halb im Ernst bedauert, daß der Künstler nie mehr solchen Gestalten, in solcher Tracht begegne. Erst als er am Abend wieder auf diese Ansicht zurückkam und sie prüfend anschauend hinzusetzte: sie müßte im griechischen Gewande wie die schönste Göttin des Olymps aussehen, hatte sie darauf geachtet. Der Gedanke zog sie an, noch mehr die Hoffnung, ihm dadurch eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Mit bitterem Lächeln erinnerte sie sich jetzt, wie sie stundenlang vor der Gruppe der Niobe gestanden und „antiken Faltenwurf studirt“, eines Abends dann war sie vor ihn hingetreten, einen Kranz von Magnolienblüthen im Haar, sie besaß den kostbaren Gürtel noch, der damals ihr weißes Gazekleid zusammengehalten, die alterthümlichen Sandalen, die sie um ihren nackten

Fuß geschnürt. Und er, er hatte diese Hingabe mit der unbarmherzigen Selbstsucht des Künstlers „als ein vortreffliches Motiv“ betrachtet, Ruhm und Geld hatte sie ihm, ihr nur Schmach eingebracht.

Die seltsamsten, abenteuerlichsten Pläne jagten ihr durch den Sinn, jeden verwarf sie, von einem andern ergriffen, nur eins stand bei ihr fest, die Statue in die Hand keines Fremden kommen zu lassen, „und müßte ich sie zerschlagen“, grollte sie in sich hinein.

Für Herman Rosen, der die Welt mit leidlich nüchternem Blick beobachtete und mit seinem praktischen klaren Verstande tiefe seelische Irrungen, weil er sie nicht begriff, einfach für Hirngespinnste und Kopfschmerzen ausgab, hatte Sibylla's Aufregung doch einen guten Grund. „Denn“, schloß er, „welch' Mädchen würde nicht über meine Eröffnung erröthet sein?“ Mit dieser Aufklärung begnügte er sich, das Herz Sibyllens blieb ihm ein vollständiges Räthsel.

Und gestand sie selbst sich die letzte Ursache ihrer Bewegung? In tausend Punkten, Anschauungen und Empfindungen scheinen alle Menschen nur ein einziger Mensch zu sein und dabei trägt Jeder eine besondere, geheimnißvolle Welt mit sich herum, eine Wüste, in die das Auge keines Andern dringt und die wir selbst zu durchwandern und zu durchsuchen uns scheuen. So

mochte auch Sibylle diesen Schleier nicht von der Wahrheit heben, dunkel, namenlos noch dämmerte es in ihr auf, sie hatte den Muth nicht, hinzuschauen ... „wenn dich Adrian liebte“ — über das Gesicht schlug sie die Hände zusammen.

Gewaltsam sich aufraffend trennte sie sich auf dem Bahnhof von Herman ... „ich sehe Dich wieder“ — „ich erwarte Dich“, dies sagte sein Gruß, ihre Erwiederung.

Auf dem Thurm der Frauenkirche schlug es die achte Stunde, der ganze Himmel über den Bäumen, dem breiten Strom glühte noch von dem rothen Gold der untergegangenen Sonne.

In dieser Beleuchtung eilte Sibylle durch den Garten ihres Hauses, in ihr Gemach hinauf. Unruhig warf sie Tuch und Hut von sich, schritt unstät auf und nieder und drückte ihre heiße Stirn an die Scheiben des Fensters; von hier aus konnte sie die auf der Straße Vorübergehenden erblicken, in ihrer Erregung hatte sie jedes Maß von Zeit und Raum vergessen und wähnte schon, als einer der Dahinwandelnden dem Gitter näher trat und über seine Stäbe neugierig in den Garten schaute, es sei Rosen, der ihr Nachricht brächte; eben wollte sie das Fenster aufreißen, als im Neben-

zimmer ihre Gesellschafterin rief: „Fräulein Sibylla, so kommen Sie doch!“ —

Sie horchte, draußen ging der Fremde seines Weges und wie nun die alte Dame die Thür öffnete und auf der Schwelle sagte: „Fräulein Sibylla, welche Ueberraschung!“ näherte sie sich ihr.

Der Raum, in den sie trat, war ein kleiner Saal, in dessen einer Wand, einem der drei Fenster gegenüber, sich eine gewölbte Nische befand. Mit Blumen und Gesträuch hatte sie eine sinnige Hand geschmackvoll geziert und um den Rundbogen der Wölbung ein Geflecht von weißen und rothen Rosen und Myrtenzweigen geschlungen. In der Mitte, auf einer kleinen Säule mit breiter Oberplatte von röthlichem Granit, mitten aus Blüthen und Schlingpflanzen emporragend, erhob sich eine Statue.

Schmerzlich, wie in der Ausstellung, preßte Sibylla wieder ihre trotzigen Lippen zusammen: es war die Hebe Adrian's, ihr Ebenbild.

In dem Schatten der Dämmerung, dem leisen, weichen Duft des Abends, der durch die geöffneten Fenster hereindrang, schwamm ein eigner Zauber über dem Marmorbilde, mit dem Wohlgeruch der Blumen, dem Säuseln der Linden schienen die blassen grüngoldigen

Wolkenstreifen zu eins zu verschmelzen: es war wie ein süßes, romantisches Mährchen . . .

Nur rührte es Sibylla nicht. „Glaubt er“, zürnte es in ihr, „daß ich so demüthig und gehorsam, mit solcher Unterwürfigkeit ihm den Becher kredenzen würde, wie seine Hebe dort die Schale trägt? Ja, wenn ich noch sein Kind wäre! Aber ich bin ihm fremd und was ich ihm gelte, er zeigt es mir nun!“

„Lassen Sie mich allein“, bat sie ihre Begleiterin und diese, an die Launen und Wunderlichkeiten des Mädchens gewöhnt, verließ schweigend das Gemach.

„Ich will auch kein Licht, wenigstens jetzt nicht, kein Licht!“ rief ihr Sibylle noch nach, dann setzte sie sich müde auf eine Fußbank, weitab von der Statue.

Er liebte sie, — so viel sie zweifeln mochte, sie konnte die steinerne Schrift, die das Geheimniß verrieth, nicht fortwischen. Nicht vor dem Vater, nicht vor dem Bildhauer, vor dem Liebenden hatte sie so dagestanden. Trotz der Dunkelheit übergoß flammende Röthe bei dieser Erinnerung ihr Gesicht, für sie lag in Adrian's Leidenschaft zugleich etwas Schreckliches und Widerwärtiges. Nicht das quälte sie, daß er, der um so viele Jahre ältere Mann sie liebte, daß er von ihr das Opfer ihrer jugendlichen Neigungen und Empfindungen forderte, denn sie selbst war ernsten und kalten Sinnes, ihr ver-

wirrte es das Gefühl, daß aus seiner ursprünglich väterlichen Freundschaft zu ihr diese Leidenschaft aufgekeimt. Ahnungsvoll hatte sie schon an jenem Abend, als er gestand, daß sie nicht seine Tochter sei, solchen Ausgang gefürchtet: daher ihre Verwirrung, ihr Schmerz. Je höher er in seiner uneigennützigen Großmuth vor ihr dagestanden, um so tiefer sank er bei dieser Entdeckung. Allen Werth verlor seine Güte, seine Sorge für sie, wenn sie nicht dem armen, verlassenen Mädchen, wenn sie nur der zukünftigen Geliebten gewidmet waren.

Ein scharfer Schritt im Nebengemach schreckte sie endlich aus ihrem Grübeln, nur einer trat so auf — Adrian; wie freudig hatte sie sonst dem Geräusch seines Fußes gelauscht und war von ihrem Sitz ihm entgegengesprungen, heute hätte sie am liebsten gewünscht, die Dunkelheit umschlösse sie so dicht, so undurchdringlich dicht, daß sein Auge sie umsonst nach ihr durchspähe, und eine wohlthätige Gottheit trüge sie in schützender Wolke — in die Weite, über das Meer, wer weiß, wohin!

Da strömte durch den zurückgeschlagenen Vorhang der Thür ein breiter Lichtstreifen hinein, näher kam sein Schritt, nun sprach er sanft, fast flüsternd: „Sibylla, liebe Sibylla!“

Sie antwortete nicht, nur tiefer senkte sie ihr Haupt.

„Was hast Du, Kind? Aengstigt Dich Dein Ebenbild drüben in Marmor? Willst Du es nicht von mir annehmen?" fragte er, seine Hand auf ihre Schulter legend.

„Mein? Ist es denn mein? Ich hörte, Du hättest die Statue verkauft."

„Sieh sie doch nur an", entgegnete er lächelnd, „kann sie mir um irgend einen Preis der Welt feil sein?"

„Ich danke Dir für Deine Gabe, Adrian, aber" —

„Aber? Du stockst; was ist Dir geschehen? Du bist so kalt, so blaß; stumm sitzest Du da, in Schmerz verloren."

Sie wollte aufspringen, davonfliehen, allein er hielt sie fest, er nahm ihr die Hände wie im Scherz vom Gesicht und schaute in ihre dunklen, jetzt von wildem Feuer glühenden Augen.

Bis in sein Herz drang ihm dieser Blick.

„Ach!" sagte er, sie loslassend, „Du weißt es."

Vergebens suchte er nach Worten; wie lebendig und begeisternd waren sie in den Tagen seiner Jugend ihm von den Lippen gerauscht, vor schöneren, vornehmeren Frauen, als dies junge Mädchen war, das ihm Alles verdankte und auf der niederen Fußbank furchtsam kauerte, heute fehlten sie ihm, er fühlte sich unsicher,

beklommen — vielleicht hätte er schweigend den Saal verlassen, wäre nicht von einem stärkeren Windhauch, der durch die Fenster fuhr, der Vorhang getroffen worden und, aus seinem Bande rollend, hinabgesunken.

Plötzlich war so der Lichtschimmer erloschen, plötzlich waren sie so im Dunkeln... am Himmel tauchten einzelne Sterne auf.

Dies gab Adrian Muth. „Sibylle“, sagte er, „liebste Sibylle, es ist schon nicht anders, ich liebe Dich, liebe Dich unaussprechlich. Seit ich Dich sah, hast Du einen unverlöschlichen Eindruck auf mich gemacht und mit unzerreißbaren Banden mich gefesselt. Wer vermöchte, ja wer wollte auch gegen solchen Zauber ankämpfen, der uns sanft umstrickt? Mit Dir bin ich aufs neue jung geworden, neuen Sonnenschein hat mir Dein Auge in die Seele gelächelt. Und ich denke, fast sind wir schon durch langen Umgang, durch die süße Gewohnheit des Beieinanderseins vereinigt und uns trennen, heißt Unmögliches fordern. Grauer sind meine Haare als Deine Locken, aber noch muthig und jugendlich wie das Deine schlägt mein Herz der Schönheit und der Freude entgegen.“

Wie er nun seine Arme ausbreitete, sie zu umfassen und an seine Brust zu pressen, war sie mit einem Sprunge auf, ihn abwehrend, hoch aufgerichtet, die

Haare nach hinten von ihrer Stirn zurückschüttelnd: wieder hatte ihr Antlitz den finstern Ausdruck.

„Hör' auf, Adrian, hör' auf! Ich verstehe Dich nicht, ich will Dich nicht verstehen!"

Und da er sie nicht ließ, sie umsonst sich von ihm freizumachen rang, stürzte sie zu seinen Füßen: „Tödte mich!" rief sie, „nimm Dein Geschenk zurück, mein Leben! Aber lasse mich!"

Die verstörten Züge des Mädchens, ihr Ausruf, in dem mehr der Zorn als die Angst wiederklang, brachten Adrian zur Besinnung, zur Erkenntniß.

„Du liebst mich nicht, Sibylle!"

„Nein", erwiederte sie hart, sei es, daß sie sein Erbleichen nicht bemerkte oder in ihrer jungfräulichen Empörung eine Befriedigung ihrer Rache darin fand, ihn zu demüthigen und zu verwunden.

Eine Weile des tiefsten Schweigens ward nur durch das Wehen der Luft und das laute Schlagen ihrer Herzen unterbrochen, an die Schläfen preßte Adrian seine Hände, mit ihrem kalten, höhnischen Nein hatte Sibylle die Hoffnung seines Lebens zertrümmert. Bleich stand er, an das Fensterkreuz gelehnt — es ist doch nicht wahr, daß die Leidenschaft am heißesten und verzehrendsten in jugendlichen Köpfen brennt, furchtbarer und zerstörender wirkt sie, wenn sie nach manchen Täu-

schungen den gereiften Mann ergreift und lange durch Besonnenheit, Ueberlegung und Furcht vor der Meinung der Andern, dem Fluch der Lächerlichkeit, die ihr anhaftet, wie unter glühender Asche zurückgehalten, in Flammen endlich ausbricht.

Als ob sie von einer Last befreit sei, tief aufathmend hatte sich Sibylle indeß erhoben: „Vergieb mir, Adrian“, sagte sie, aber ihre Stimme besaß keinen schmeichlerischen, weichen Ton mehr, „wenn ich Dir weh gethan. Nimm mein Leben, nimm's, seine Blüthe hast Du mir doch gebrochen, dies fordre nicht von mir, ich kann Dich nicht lieben, nicht so lieben, wie Du's verlangst“ —

„Laß nur“, unterbrach er sie, „das alte Lied; Du liebst einen Andern!“

Wie schwörend streckte sie die Hand empor: „Nein, Adrian, ich liebe Niemand; kann es Dich beruhigen, Niemand wird mich besitzen, Niemand, ich gelob' es Dir, hier, vor Deinem Bilde.“

„Schwöre nicht!“

Und doch hatte sie, am Sockel der Hebe, mitten unter den Blumen, mit ihrem blassen dämonischen Gesicht, darum die Locken zerzaust flatterten, in dem Gewand, das sich um ihren Busen verschoben, einen verführerischen Reiz.

Einen und noch einen Schritt that er hingerissen,

wider Willen berauscht, ihr entgegen, dann siegte die Entsagung, die Würde in dem mächtig erschütterten Mann — auf Augenblicke wenigstens.

„Leb' wohl!“ er stürzte hinaus.

„Nun bist Du allein auf der Welt, wie Du es gewollt“, sagte halb spottend, halb verzweifelnd eine Stimme in ihr... Am Gitterthor ward da die Klingel gezogen... es war Herman Rosen.

III.

Trotzdem kam es nicht zu einem Bruch zwischen Adrian und Sibylla, wie sie, als ihre Erbitterung und die Unruhe ihres Herzens in der Stille der Nacht, auf einsamem Lager sich besänftigt, in traurigen Gedanken gefürchtet, eher schien Adrian es sich angelegen sein zu lassen, den heftigen Auftritt aus ihrer Erinnerung zu verlöschen.

War er zur Erkenntniß seines Unrechts oder wenigstens des Gefühls gekommen, das Sibylla von ihm trennte? Entsagte er nur, weil der Sieg unmöglich geworden, weil er es aufgeben mußte, in einem Busen die göttliche Flamme zu wecken, der aus härterem Marmor geformt schien, als der seiner Hebe?

Dennoch wiegte sein kaltes, gemessenes Benehmen, seine Sorge, sich nie mit ihr allein zu finden, Sibylle in keine trügerische Sicherheit, zuweilen fuhr aus seinen dunklen, tiefliegenden Augen ein Blitz über ihre ganze Gestalt hin, der sie bis in ihre feinsten Nervenfäden

erzittern ließ; diese Augen hatte sie früher bewundert und wohl gesagt: so müsse der Zeus des Phidias geblickt haben, jetzt scheute sie vor ihnen zurück und hütete sich ihrem Strahl zu begegnen, der für sie nur eine finstere Drohung enthielt. Ihr war es offenbar, daß Adrian nach einem Entschlusse rang und in seinem unstäten zerstreuten Wesen sich nur allzudeutlich sein qualvoller Zustand abspiegelte, obgleich die Andern es die Grillen und Launen eines Künstlers nannten. Doch fiel kein Wort über jenen Auftritt vor der Statue zwischen ihnen; noch in derselben Nacht hatte Adrian die Nische, in der sie stand, durch einen rothen Vorhang schließen lassen, als wollte er so nicht allein das Bild unsichtbar machen, sondern auch seine Irrung in Vergessenheit senken.

Dies Verhältniß, in solchem Zwange, wäre beiden unerträglich gewesen, wenn Adrian nicht für den größeren Theil des Tages sein Haus gemieden und zumeist erst am späten Abend zurückkehrend, auf einige Augenblicke in Sibyllens Zimmer getreten und ein und ein anderes bedeutungsloses Wort mit ihr gewechselt. Allein auch in diesen Formen, wie lange konnte dies unnatürliche Beisammensein währen? Das beständige Aufsichachten, die Angst vor der Trennung, die gleichsam in der Luft schwebte, rieb die Kräfte des Mannes wie des Mädchens heimlich,

doch um so gewisser auf. Keiner bemerkte dies besser als Herman Rosen, dessen Lebensfaden mit jenem der Beiden zusammenzuflechten es in toller Laune den Parzen gefallen.

Herman Rosen war nicht am Morgen nach der Begegnung in den „heiligen Hallen" abgereist, seine Neugierde war zu mächtig durch das Abenteuer gereizt, „denn", sagte er, „wie viel Abenteuer kann man überhaupt in Polizeistaaten erleben?" und dann hielt er es für seine Ritterpflicht, Sibyllen bis zu Ende den Schutz zu leisten, den sie von ihm gefordert — so legte er, um vor seinem eigenen Gewissen eine Rechtfertigung seines Bleibens zu haben, sich die Sache zurecht. Nach einander verschwanden die Hindernisse, die sich seiner Neigung in den Weg gestellt; was unüberwindlich geschienen, wich, ohne daß er es bekämpfte. Beinahe hätte er glauben können, Adrian begünstige seine Absichten; so oft er im Hause am großen Garten vorsprach, traf er immer nur die beiden Frauen allein anwesend. Nie wurde ihre Unterhaltung durch ein plötzliches Erschrecken Sibyllens, durch die unerwartete Ankunft des Bildhauers gestört. Einen Mann von argwöhnischem Sinn hätte dies vielleicht stutzig gemacht, da die erste kalte, fast rauhe Ablehnung Adrian's doch in zu grellem Widerspruch mit seiner jetzigen Unbekümmertheit um des

Mädchens Geschick stand, aber Rosen's Selbstbewußtsein, die glückliche Stimmung, in die ihn seine sich mehr und mehr erfüllenden Hoffnungen versetzt, halfen ihm rasch über alle Grübeleien. Mit sich selbst war er einig geworden, „der Mensch entrinnt seinem Schicksal nicht", dies galt ihm für den „tieferen Grund", der ihn zur Heirath mit Fräulein Sibylla zwang. So weit sein Wesen und seine Weise es zuließen, hatte auch seine Liebe ihr Aufrichtiges, ihre Wahrheit und Innigkeit, sie entbehrte sogar eines gewissen poetischen Hauches nicht. Jedem Mädchen wäre seine Huldigung erwünscht gewesen, die meisten würden sie, schon wegen seines Reichthums und der Gefälligkeit seiner Erscheinung freudig erwiedert haben: gehörte Sibylle zu den Ueberspannten und Ausschließlichen, die in dieser Welt des Staubes und des Scheins nach Idealen trachten und im thörichten Verfolgen derselben die wirklichen und greifbaren Güter von sich stoßen?

Es kam auf den Versuch an, indeß hielt es Herman noch nicht für gerathen, ihn zu wagen, sondern wollte lieber noch länger die süße Macht der Gewohnheit wirken lassen. Hatte er doch ein gutes Loos gezogen, er sah sie, er verkehrte mit ihr, es gab Keinen in ihrer Nähe, dessen Nebenbuhlerschaft er hätte fürchten müssen; wer

tadelt ihn, daß er nicht leichtsinnig so viel Glück auf einen verzweifelten Wurf setzte?

Eines Tages traf er da zufällig mit Adrian zusammen, oder hatte ihn der Bildhauer absichtlich aufgesucht?

„Ich klage mich selbst der größten Unhöflichkeit an“, sagte Adrian nach den ersten Begrüßungen, „Sie sind so oft in meinem Hause und ich habe noch nicht einmal Ihre Besuche erwiedert. Vergeben Sie nur, aber meine Pflegetochter muß Ihnen schon gesagt haben, daß ich zu manchen Zeiten ein mürrischer und unzugänglicher Kauz bin — Sie wissen aus Hamlet, wenn der Wind aus Nordnordwest weht ... Künstlergrillen, die Sie entschuldigen.“

„Immer hab' ich bedauert, Sie so selten zu finden; ich dachte fast, Sie zürnten mir noch wegen unserer Verhandlung über Ihre Statue, die freilich ein wenig hastig abbrach.“

„Meine Schuld! Wollen Sie das Bildwerk kaufen, Herr Rosen? Hm, wir reden einmal darüber. Ich hab' mich doch wohl im Motiv vergriffen. Es ist etwas Lebloses, Starres in dem Kopfe, das mir jetzt eher der Ausdruck einer Meduse als der einer Hebe zu sein scheint. So ändern sich Meinungen.“

„Ich bestreite die Ihrige nicht, nur verletzt mich

dieser Zug nicht; Fräulein Si— Ihre Pflegetochter wollte ich sagen" —

„Aehnelt ihr?" unterbrach ihn Adrian mit stechendem Blick, den Herman aber nicht weiter beobachtete. „So hör' ich von Vielen — Spiel des Zufalls, nicht mehr! Das Mädchen lebte in Nürnberg, ich meißelte die Hebe zu Rom."

„O, das beweist nur, wie sehr Sie in Ihrer Phantasie mit ihr beschäftigt waren."

„Mag sein. Ich bin auf zu wunderliche Weise zu ihr gekommen, als daß ich es jemals vergessen könnte."

Und als ergriffe ihn ein unwiderstehlicher Drang nach Mittheilung, erzählte er dem aufhorchenden Herman die Geschichte Sibyllens.

Es war in den dunklen Laubgängen des Gartens; die Schatten und die wechselnden durch die Zweige spielenden Lichter ließen die Spuren der tiefen Bewegung, die Adrian's Brust durchwühlte und die er nicht ganz zu unterdrücken vermochte, weniger scharf in seinem Gesicht hervortreten, seine Stimme, die bei dem Beginn seiner Erzählung gezittert, gewann allmählig ihren vollen, männlichen Klang wieder, ja sie hatte sogar einen Anhauch boshaften Spottes, als er schloß: „Da mußte mir wohl Sibylla theuer werden, sehr theuer, Herr

Herman Rosen, und die Frage ist mir erlaubt: wie darf ich Ihre Besuche deuten?“

So überraschend war denn doch die Frage, daß Herman's Geistesgegenwart ihn diesmal nicht vor einem verlegenen Schweigen bewahrte.

Heiser, ingrimmig lachte Adrian: „Nicht wahr, das klingt thöricht? Bitterste und gemeinste Alltäglichkeit, die Sie zuletzt bei einem Künstler gesucht hätten!“

„Legen Sie doch mein Verstummen nicht sogleich zu meinen Ungunsten aus, Herr Adrian; überrascht bin ich, nicht unentschlossen. Was meine Besuche wollen? Wie leicht kann ich es dem Pflegevater, dem Beschützer der Geliebten gestehen!“

„Ach, junger Mann, Sie lieben Sibylle?“ Seine Stirne war in die schwersten Falten gezogen, das Auge drohte, aber um den Mund spielte das frühere, halb zornige, halb verächtliche Lächeln.

„Ich liebe sie“, entgegnete Herman festen Tons, er hatte seine Rechte auf das Herz gelegt, frei schaute er Adrian in das Antlitz.

Einen Augenblick standen die Männer still, sich gegenüber . . .

„Und Sibylla?“ fragte dann Adrian, vorschreitend, damit der Andere ihn nicht mit den Blicken prüfen könne.

„Ich wagte noch nicht, sie um ihre Gegenliebe zu bitten.“

„So, so! Indeß Sie sind ihres Herzens ohnedies sicher?“

„Ich bin nicht eitel!“

Hell auf lachte Adrian und schlug ihm, gleichsam im Rausch des Vergnügens, auf die Schulter: „O, Sie werden doch nicht an Ihrem Siege zweifeln? Sind Sie doch jung und schön, ein reicher Mann, ein vollendeter Cavalier! Und die Frauen! Pah, es würde mir schlecht anstehen, Ihre idealen Vorstellungen von den Engeln in menschlicher Gestalt durch meine Erfahrung zu trüben! Allein das wissen Sie so gut wie ich, was es den Frauen bedeutet: ein Schloß, ein sammtner Wagen, ein Reitpferd! Bunter Trödel, um den alle den Leib und die Seele verkaufen! Und wenn sie es noch immer um solchen Preis thäten! Da ist meine Hand; ich bin einmal in dieser ganzen Begebenheit zur Rolle des Oheims in den Komödien verurtheilt, meinen Segen haben Sie.“

Herman erwiderte stumm den Druck seiner Hand, die seltsame Lustigkeit Adrian's fing ihm an peinlich zu fallen. Je befangener er aber wurde, desto toller scherzte der Andere; er genoß den Verdruß des jungen Mannes bis auf den letzten Tropfen und hütete

sich dabei sorgfältig, ihm einen offenen Anstoß zu geben. —

„Und das Mädchen", sagte er, „wie fangen wir die? Im Grunde freilich, warum quälen wir uns damit? Zuletzt ist ihre Zustimmung sicher, Amen sagt jeder Prediger in der Kirche, ich liebe dich, jedes Mädchen. Ist's auch nicht viel, so klingt's doch süß; namentlich in Ihren Jahren, mein junger Freund. Und von Sibyllens Lippen — ah, ich begreife das! Wenn man nur einen kleinen romantischen Zug anbringen könnte . . . eine Entführung, allein das ist so alt, so verwaschen, haben Sie gar keine Erfindung?"

„Sie halten mich für scherzhafter, als ich bin, Herr Adrian, ich spiele da um einen hohen Einsatz, um mein Lebensglück, wenn Ihre Pflegetochter mir ihre Hand verweigern sollte; ein ruhiges Aussprechen, glaub' ich, führt am ersten zum Ziel."

„Es geschehe nach Ihrem Wunsch! Sibylle ist eigensinnig, unberechenbar — um so besser für den Muthigen; Trotz wider Trotz, behauptet ein spanisches Sprichwort. Es ist ein schöner Tag und der Himmel verspricht einen noch schöneren Abend, wir wollen Sibylle abholen und über den Strom fahren, nach den jenseitigen Weinbergen. Sie lieben doch eine Wasserfahrt?"

„Ein vortrefflicher Vorschlag, Herr Adrian, ich bin bereit.“

Die Aussicht, so viele Stunden mit Sibyllen verbringen zu können, an ihrer Seite zu sitzen, verscheuchte von Herman's Stirn die Unlust über des Bildhauers Benehmen und dieser selbst mäßigte, je näher sie dem Hause kamen, seine Worte und versank in die tiefe und ernste Schweigsamkeit, die ihn sonst auszeichnete und wie der Ausdruck seines Gesichts zu seinem Wesen zu gehören schien.

Wie erschrack Sibylla, als sie beide Männer in den Garten treten sah, auf die Laube zugehen, drin sie saß ... Nur ließ ihr Adrian kaum Zeit, ihre Verwunderung durch einen Blick kundzugeben, er drängte zum Aufbruch. Mit Beziehung auf Rosen's immer bevorstehende Abreise meinte er: man müsse jeden guten Tag benutzen, der ihnen beschieden sei, wer könne sagen, wo und wann sie wieder vereint wären.

Am linken Ufer des Flusses, am Fuß der Terrasse, fanden sie bald ein hübsches Boot, die Mitte überspannte ein Zeltdach von roth und weiß gestreiftem Zeug, das wenigstens einigen Schutz gegen die Strahlen der Sonne bot.

Die Männer wollten allein die Ruder führen und lehnten die Dienste der Schiffer ab.

Ein liebliches Bild rollt sich denen auf, die diesen Strom befahren; hier ist das Ufer flach, eben, mit Kornfeldern bedeckt, dicht am Strand mit Weidengebüschen, drüben steigen Weinberge empor, freundliche Dörfer, weißglänzende Villen, in deren Gartenanlagen zuweilen ein Springbrunnen rauscht, in der Ferne dämmern die Felsen herüber, in blauen, in graudunkeln Linien, mit den Wäldern, die sie krönen. Ein buntes, reges Leben treibt auf und ab, Fischerkähne gleiten jetzt dahin, ein Dampfboot dann, voll Menschen, die grüßen und nicken, lachen und plaudern . . .

Für Rosen leuchtete die Sonne noch nicht golden genug, einen viel helleren Glanz strahlte seine Seele aus. Hinter ihm lagen alle Schwierigkeiten, er brauchte nur nach dem Schatz zu greifen; sein Herz bebte, wenn ihn Sibylle mit ihren Augen, die heute einen eigenen feuchten Schimmer hatten, verstohlen anschaute. Diese Blicke enthielten und offenbarten mehr, als die längste Rede und so war es ihm eigentlich erwünscht, daß die Unterhaltung nur einsilbig geführt wurde und auf Minuten ganz stockte; dann rauschte nur die Welle unter dem Schlag der Ruder an die Seiten der Gondel und der Seufzer Adrian's erstarb, von Niemand vernommen, in diesem Geräusch.

An einem der Dörfer legte das Boot nach etwa

einstündiger Fahrt an, auch weiterhin ist es, hingeschmiegt an Rebenhügel und sich im Strome spiegelnd, berühmt, Schiller hat es einmal bewohnt.

Hier gelang es Herman, den stillen Augenblick zu erspähen, wo er allein mit Sibyllen, am Bach, der durch das Dorf und die Gärten fließt, langsam hinaufwandelnd, ihr seinen Wunsch und seine Neigung gestehen konnte.

Längst hatte Sibylle solch' Bekenntniß erwartet, vielleicht gefürchtet, es überraschte sie nicht. Und auch um die Antwort war sie, so oft sie in der Dämmerung am Fenster in ihrem Gemach sitzend, sich seine Frage heimlich vorgelegt, nicht verlegen gewesen. In ihrer Lage blieb ihr nur eins: ohne Säumen seine Hand anzunehmen. Ihr Stolz empörte sich dagegen, die Wohlthaten eines Mannes ferner zu genießen, dessen Liebe sie verschmäht und der ihr in leidenschaftlicher Aufwallung eine nie zu sühnende Beleidigung zugefügt. Wie sich später ihr Leben an Herman Rosen's Seite gestalten würde, galt ihr keiner Betrachtung werth. „O", tröstete sie sich, „ich werde nie in die Thorheit einer wilden, verzehrenden Liebe fallen, ich werde ihm eine gute und getreue Gattin sein und im Besitz dessen, was das Dasein schön und angenehm macht, die Güter ohne Kummer verschmerzen, welche das Herz beseligen sollen und zumeist es nur zerbrechen."

So entschlossen und ruhig sie sich aber auch geglaubt, als er jetzt das verhängnißvolle Wort gesprochen und, ehe ihre Lippen noch „ja" flüsterten, es schon aus ihren Augen zu lesen suchte, bebte sie doch, aus Angst vor der ungewissen Zukunft und Scheu, mit einer kurzen Silbe für immer ihre Freiheit aufzugeben und Sinnen und Denken einem Mann zu verpflichten, den sie nicht liebte...

Dies Zögern, dies Erröthen verlieh ihrer sonst starren Schönheit zum ersten Mal, seit Herman sie kannte, den Zauber des Süßen, des Mädchenhaften.

An sich zog er die sanft Abwehrende, er fühlte nicht, daß er nur die kalte, herzlose, die marmorne Hebe in seinen Armen hielt.

„Also einig!" sagte mit schneidendem Ton hinter ihnen Adrian. „Meinen Glückwunsch beiderseits!"

Ihren Kopf verbarg Sibylle an Herman's Schulter, Adrian ins Auge zu sehen, wagte sie nicht.

Ihr war er unerklärlich geworden; er hatte eine Weise des Scherzes, die sie für die Maske eines finstern Planes nahm, „es giebt doch noch einen Ausbruch", dachte sie und hing sich fester an Herman's Arm, ihrer letzten und einzigen Stütze.

Die Hitze des Julitages hatte sich gegen Abend hin nicht gedämpft, der Wind war nicht umgesprungen, sondern wehte nach wie vor mit schwülem Hauch aus Süden.

So schwer hatten sich die Wolken am Rand des Himmels geballt, so dicht über den Boden hin flatterten die Schwalben . . . ein Gewitter war im Anzug, fern aus den Bergen wollte Sibylle schon den Wiederhall des Donners vernehmen, während Adrian behauptete: es sei das Echo von Pistolenschüssen, mit denen die Führer die Reisenden unterhielten. Da er sorglos blieb und Rosen seine Ansicht theilte, daß man nicht zu eilen brauche, schwieg sie und gab ihr Drängen nach der Abfahrt auf, sie war nicht muthlos und wollte noch weniger es scheinen.

Tiefschwarz hingen die Schleier der rasch heraufziehenden Nacht über ihnen, als sie endlich, in der zehnten Stunde, ihr Fahrzeug bestiegen.

Finsterniß bedeckte den Fluß, heftiger brauste der Sturm und riß ungeduldig an ihrem Zeltdach.

„Schlimme Fahrt!“ sagte Sibylle vor sich hin, in die Wellen starrend, die immer wilder und sprühender um sie rauschten.

Hinten am Steuer saß Adrian, Herman führte beide Ruder, damit sie rascher vorwärts kämen.

Bei stillem Wetter wäre es eine Lustfahrt gewesen, den Strom mühelos, vom Wasser geschaukelt, hinabzuschwimmen, heute steigerte sich in jeder Minute fast das Unbehagliche und Gefährliche. Die Dunkelheit, da sie

kaum in der nächsten Nähe die Gegenstände vor sich erkennen konnten, vermehrte die Pein ihrer Lage. Nun fielen auch die ersten Tropfen aus den niedrig schwebenden Wolken, schwer, langsam; die Holzstäbe, welche das über das Boot gespannte Tuch trugen, schwankten und knackten . . .

Ein dumpfes Stöhnen dann, ein Aechzen der Wellen, mitten durch den kalten Wind jagte ein heißerer Luftzug, wie eine Rauchsäule . .

„Um Gotteswillen, wenden Sie, Herr Adrian", rief Herman, „ein Dampfboot ist dicht hinter uns."

In die Höhe sprang Sibylle, Adrian bewegte sich nicht.

„Er ist eingeschlafen", sagte Rosen, die Ruder einziehend.

Schon stand Sibylle neben ihm, sie legte ihre Hand auf sein Haupt, seinen Hut hatte er unter die Bank geworfen und sein Haar, hier und dort mit grauen Locken untermischt, flog im Sturm: „Adrian!"

„Was denn, mein Kind? Eine prächtige Nacht! Fürchtest Dich doch nicht?"

„Herr Adrian, der Dampfer!" so Herman —

„Ich verstehe Dich", flüsterte sie, „wir sollen zusammen sterben, so rächst Du Dich!"

„Pah, was liegt daran? Stirbst ja in seinem Arm!“

„O!“ wallte sie auf.

Dieser Laut, aus innerstem Herzen, überwältigte Adrian, mit rascher Wendung drehte er das Steuer, so gewaltsam, daß das Boot umzuschlagen drohte, aber der Dampfer sauste an ihnen vorbei, nur einer der Stäbe, die das Zeltdach des Fahrzeugs hielten, zerbrach bei dem Zusammenstoß.

„Hab' ich denn geschlafen?“ schlug sich Adrian an die Stirn. „Setz' Dich, Kind, es hätte schlimmer kommen können! Munter, Herr Rosen; da leuchten schon die Laternen der Brücke! Und Blitz an Blitz — sie zeigen uns den Weg; durchnäßt sind wir doch schon! Eine herrliche Sturmnacht!“ —

Das Alles im Regen, im Schall des Donners . . . pfeilschnell flog das Fahrzeug hin und erreichte ohne weiteren Unfall den Landungsplatz.

„Das heißt gefahren“, lachte Adrian, als er seinen zerdrückten, vom Wasser triefenden Hut vom Boden emporhob, ihn schüttelte und auf das Haupt setzte.

Eine Viertelstunde später saßen sie beim hellen Feuer, in dem lauschig und traulich eingerichteten Gemach Sibyllens, in erhöhter Stimmung, wie immer, wenn man ein gefährliches Abenteuer überstanden.

„Uebermorgen oder noch später, wie Ihr wollt, junges Volk, laßt uns Eure Verlobung ordentlich, nach alter Sitte feiern", sagte Adrian beim Aufbruch Rosen's.

Der war „vollkommen mit ihm einverstanden", schüttelte ihm in seligster Laune die Hand und schied, einen Kuß auf die Lippen seiner Verlobten drückend.

Draußen in erneuter Heftigkeit tobte das Unwetter. Am Tisch saß Sibylle, starr und schön; sie hatte das Licht der Astrallampe, das sie blendete, hinuntergeschraubt, ihre Finger spielten mit einigen blauen und rothen Seidenfädchen . . .

Da kehrte Adrian, der Rosen bis an das Gitterthor geleitet, zurück.

Ihr gegenüber, in einen hohen Armsessel, setzte er sich, die Hände auf den Knieen; so betrachtete er sie lange, die ihr Spiel mit den Fäden, als sei nichts geschehen, fortsetzte.

„Hab' ich es Dir nun recht gemacht?" redete er sie an. „Ein thörichter, toller Gedanke war mir vorhin durch den Sinn gefahren."

„Ich hab' ihn schon vergessen."

„Du liebst ihn, ist er doch jung und mein Haar ergraut; er besitzt ein großes Vermögen, reiche Güter —

viel Glück, Du wirst eine glänzende Rolle spielen und es den Gräfinnen gleichthun."

Einige Haare, die aus ihren Flechten losgegangen, schienen sie zu hindern, langsam strich sie erst diese von ihrer Stirn, ballte ihre Seide zusammmen, dann entgegnete sie ihm: „Du täuschest Dich in mir, ich liebe weder die Pracht, noch Herman Rosen so, wie Du es mir vorwirfst, wahrlich, ich würde die Freundschaft zu Dir nicht um solche Dinge opfern, wenn ich nicht müßte. Zur Arbeit bin ich nicht erzogen, Dir zur Last zu fallen zu stolz."

„Du liebst ihn nicht?" rief er aufspringend. „Dann ist Alles gut; vergieb mir meine Leidenschaft, meine Wildheit! Ist es denn eine Sünde, Dich zu lieben, die Du mit Bösem vergelten mußt? Was ich habe, ist Dein, laß mich ferner für Dich arbeiten, wie eine Fürstin sollst Du leben! Bleib frei, gieb Dich nicht hin, Keiner wird Dich lieben, wie Adrian! Zieh von mir, in die Ferne, nur zuweilen laß mich Dich sehen, zuweilen! Dein Bild wird bei mir sein, das wird mild lächelnd sich zu mir neigen und sprechen: ganz ist sie Dir nicht verloren!"

„Adrian!" So heftig wallte ihre Brust, daß vor ihr das Seidenknäuelchen zitterte.

„Sei nicht unerbittlich, Sibylle!"

„Herman Rosen hat mein Wort, das will ich ihm halten. Denkst Du, daß Dein Traum nicht auch enden würde, schrecklich enden, wie der meinige?“

„Du verhöhnst mich!“ Der Zorn entflammte ihn. — „Und bist in meiner Gewalt!“

„Gewalt?“ Sie verschränkte die Arme und stieß aufstehend ihren Sessel zurück. „Mein Leib vielleicht, Deine Hebe beweist es: was willst Du mir noch weiter nehmen?“

Als hätte ihn heimtückisch rücklings ein Streich getroffen, senkte er den Kopf auf die Brust; wie er dann wieder aufsah, hatte sie geräuschlos das Zimmer verlassen, die Riegel ihrer Schlafkammer hörte er sie noch zuschieben.

Im Kamin knisterten die letzten Funken — eine schwüle, ängstliche Luft beklemmte ihm die Brust; trotz des rauschenden Regens öffnete er das Fenster. Gerade auf der andern Seite der Stadt geht die Eisenbahn entlang, die gen Süden, nach der böhmischen Hauptstadt und weiter über Wien bis an das adriatische Meer führt, zu einem milderen Himmel, zu unvergänglichen Schöpfungen freiester und edelster Kunst, zu Menschen voll Liebe und Haß, welche die höchste Tugend nicht in die Kälte und Erstarrung des Herzens setzen, in das wahre Vaterland des Künstlers.

„Wärst du nimmer von ihm geschieden", klang es in Adrian's Seele. Ueber das Feld hin konnte er die kleinen unansehnlichen Bahnhofsgebäude, die hölzernen Schuppen gleichen, entdecken, die Laternen, die durch die Dunkelheit blitzten; durch die tiefe Stille tönte das Geräusch regen Lebens und Treibens von dort im gedämpften Nachhall herüber; um Mitternacht setzt sich ein Zug in Bewegung . . . war's Zufall, war's Eingebung, daß sich Adrian's Augen nach der Uhr auf der Console wandten? Fünfzehn Minuten nach eilf zeigte der Weiser. „Zeit genug!" murmelte Adrian.

Um zu seinem Gemach zu gelangen, mußte er durch den Saal gehen, in dessen Nische die Hebe stand. Die Lust ergriff ihn, den Vorhang aufzuziehen; hoch hielt er die Leuchte und betrachtete die Statue. „So schwebte sie einst mir entgegen, so, flatternd das Gewand, beseeligt das Antlitz. Und es war doch nur Täuschung! Ein Schein, den vielleicht das Mondlicht über sie warf; ein stärkeres Wallen des Bluts, das ihre Wangen rosiger färbte, weil — ja, weil der Gürtel sie zu eng umschloß. Kalt wie Stein! Und ihn zu erwärmen, ein halbes Leben daran gesetzt, zehn, fünfzehn Jahre lang einer Hoffnung nachgestrebt, die Fabel von Pygmalion nachzuspielen versucht: alter Thor! es geschieht dir schon Recht. Ewig wechselt die Göttin des Glücks ihr Kleid

und ihren Schritt, nur die Narren jagen einem Bestimmten nach. Was sich uns darbietet, gilt es zu fassen, nichts darüber zu wünschen noch zu fürchten. Das ist nun deine Galatea, starr, fühllos — küsse sie doch, Pygmalion! Elender Marmor, drin ich eine Seele hauchen wollte, werde wieder, was du warst!" Mit einem Stoß hatte er die Statue von ihrem Sockel geworfen. „Da liege im Staub, verwittere! Wenn sich der höchste Schöpfer so gründlich vergriff, wie in ihr, warum sollen wir, seine armseligen Nachbildner, klagen, daß uns das Beste nicht gelang und all' unsere Arbeit Stückwerk bleibt?"

In ihrem Schlaf hatte Sibylle einen dumpfen Fall vernommen, aufgeschreckt richtete sie sich empor und lauschte. Aber Alles blieb still im Hause, es war ihr wohl, als ginge die Thür, als schlösse Jemand das Gitter auf — das mochte eine Sinnentäuschung sein, die sie in ihrem Halbschlummer wie mit einem Traume umstrickte, Mitternacht hörte sie noch schlagen, den Eisenbahnzug vorübersausen — ruhig, sanft und tief ruhte sie.

Am Morgen brachte ihr die Gesellschafterin verstört ein Blatt; Adrian hatte darauf geschrieben: „Dies Haus ist Dein, mit Allem was darinnen; ich gehe nach Rom, mit Dir sei das Glück!" Um einen Hauch

wurden Sibyllens Wangen blässer, ihre Züge starrer: „Ich dachte es mir!“ weiter sagte sie nichts.

Die Hebe, deren erhobener Arm nur gebrochen, ließ sie aufrichten — „echt antik“, meinte Herman, „armlos wie die Venus von Milo!“

Am dreißigsten Tage darauf war sie Rosen's Gattin und mit ihm auf dem Wege nach Paris.

Bex!!

Der Saphir.

I.

Dies war der siebente Tag, daß Philipp Forster sein Erbe angetreten hatte. Vor neun Tagen war ihm der Vater von einem Schlage getroffen worden und verschieden, ehe der in der Hauptstadt weilende Sohn an sein Lager eilen konnte. Doch war es vielleicht so am Besten: seit manchem Jahre bestand eine tiefe, wie es schien, unversöhnliche Trennung zwischen Vater und Sohn. Nicht nur zwischen ihnen, der alte Kajetan Forster war mit seiner ganzen Familie zerfallen. Mit seiner Gattin hatte er stets ein unglückliches, durch Streit und Mißmuth getrübtes Leben geführt, und die Welt gab der noch immer schönen und muntern Frau Konstanze Recht, als sie sich von ihrem Gemahl trennte und mit ihrem Sohn in die Hauptstadt zog. Zehn Jahre waren seit jenem Bruche vergangen, nur in langen Zwischenräumen, und selbst dann mehr durch Zufall als durch ihre Neigung zusammengeführt, sahen sich Vater und Sohn wieder. „Guten Tag!“ „Guten Weg!“

Das war Alles, was sie mit einander redeten. Sie behandelten sich wie Menschen, die durch die Verhältnisse gezwungen werden, sich vor den Augen der Andern in den hergebrachten Formen der Höflichkeit zu bewegen, trotz des Hasses, den sie im Herzen gegenseitig nähren. Herr Kajetan Forster galt für einen der reichsten Grundbesitzer der Provinz und seit er sich „zur Ruhe gesetzt", das heißt, seit er den größeren Theil seiner Güter verpachtet hatte, sollte er in Eisenbahnpapieren „fabelhafte Reichthümer" gewonnen haben. Viele Dinge warf man ihm vor, aber des Geizes beschuldigten ihn auch seine Feinde nicht. Ausreichend hatte er stets für die Bedürfnisse der Gattin und des Sohnes gesorgt.

Es war ein stattliches, düsteres Gebäude, in dem Kajetan Forster gelebt und gestorben. Tief versteckt zwischen den Bergen lag es, an einem der Flüsse, die dem Rhein zuströmen. Umher ist wenig Wald und nur ein mäßig ausgedehntes Land, das zum Feldbau benutzt wird, der Fleiß der Bewohner ist auf die Pflege der Weinberge gerichtet. Obgleich Kajetan Jahr aus Jahr ein auf dem Gutshofe wohnte, ward das Gut doch nicht von ihm, sondern von einem Verwalter bewirthschaftet, für den er, etwa eine halbe Stunde von dem großen Gebäude entfernt, ein eigenes, kleines Haus gebaut. Weder an den Geschäften noch an den Ver-

gnügungen des Landlebens nahm er Antheil; mit einer sechs Fuß hohen Mauer aus Ziegelsteinen hatte er Haus und Garten umgeben. Trotz der ernsten Stimmung, in der er sich bei seiner Ankunft befand, konnte Philipp ein leises Lachen nicht unterdrücken, als er die Vorsichtsmaßregeln überschaute, durch die sein Vater sich von der Außenwelt abzuschließen gehofft. Eine Neigung zu einem einsiedlerischen Leben, zu absonderlichen Launen und Gewohnheiten, hatte immer in Kajetan geschlummert; nach dem Bruche mit seiner Familie war sie in ihm zur herrschenden Leidenschaft geworden. Auf dem langgestreckten Rücken eines Hügels erhob sich das Haus; „die Platte“ hieß es bei den Umwohnern. Bis zur Zeit der französischen Revolution hatte es einem der Herren des vielgetheilten Landes zum Jagdschloß gedient; damals bedeckten noch Buchen- und Eichenwälder die Höhen. Um Geld für seine kostspieligen Vergnügungen herbeizuschaffen, hatte der Besitzer erst den Wald zur Hälfte niederschlagen lassen und endlich „die Platte“ verkauft. Von Hand zu Hand war Schloß und Gut und Wald nach den Befreiungskriegen an Philipp's Großvater gekommen: ein Eigenthum der Forsters nunmehr seit vierzig Jahren. Das Schloß bestand aus einem zwei Stock hohen Mittelgebäude, daran sich, im rechten Winkel, je zwei kleinere Seitenflügel anschlossen,

die vierte Seite des Vorhofes bildete die Mauer und das Eingangsthor, die Herr Kajetan aufgeführt. Es war im Monat August, daß Philipp nach so langer Abwesenheit das Haus wieder betrat. Vor der Rampe des mittleren Gebäudes dehnte sich ein kreisrunder Rasenfleck in üppigem, sammetweichen Grün aus; in der einen Ecke des Hofes stand ein breitästiger, dicht-belaubter Nußbaum; Philipp kannte ihn wohl, wie oft hatte er in seinem Schatten auf der kleinen Steinbank gesessen, wie oft sich aus dem Fenster seiner Kammer auf den Ast geschwungen, den der Baum wie einen Arm zu ihm streckte! Auch im Innern fand er wenig verändert; eine Zimmereinrichtung war erneut worden, die Gemächer des Vaters hatten ein noch wunderlicheres Ansehen angenommen, als sie es früher, seinen Erinnerungen nach, gehabt. Die Untersuchung dieser Zimmerreihe mit ihren Bücherschränken, ihren Stein-, Käfer-, Münzen- und Medaillensammlungen, diesem „Niederschlag der Natur auf ein krankes Gehirn“, wie Philipp in seiner spöttischen Weise die Liebhabereien des Vaters nannte, verschob er auf ruhigere Tage, er liebte es, ein Geschäft nach dem andern abzuwickeln.

Ohne Störung wie ohne Erregung ging die Begräbnißfeierlichkeit vorüber. Die Leute des Gutes, die alten Diener des Hauses, der Arzt, der den Verstor-

benen behandelt, der Verwalter und der Sohn folgten der Leiche. Ueber eine Stunde mußten die Leidtragenden wandern; auf dem Kirchhof des Marktfleckens im Thal befand sich das Erbbegräbniß der Forsters: neben die Särge seines Vaters, seiner Mutter und eines Bruders, der ihm im jungen Alter gestorben, ward der Sarg Kajetan's gestellt, die kirchlichen Ceremonien von dem Ortsgeistlichen mit Anstand nach dem vorgeschriebenen Ritus vollzogen. Philipp dankte dem Priester für die guten und trefflichen Worte, die er über seinen Vater gesprochen, schüttelte den andern Männern, von dem Verwalter bis zum Knecht, die Hand und stieg mit dem Arzt, den er gebeten hatte, ihn zu begleiten, den Hügel wieder zu seinem Hause hinan.

Der Arzt mochte um einige Jahre älter als Philipp sein: eine gedrungene, kräftige Gestalt, mit offenem, Zutrauen erweckenden Gesicht. Vor ihm suchte Philipp nicht den betrübten Sohn zu spielen, aber er verbarg ihm auch nicht sein Verlangen, durch ihn Genaueres über die letzten Tage seines Vaters zu erfahren. Nur vermochte ihm der Arzt darüber keine genügende Auskunft zu geben. Werner Oldburg, so war sein Name, hatte sich erst seit einem Jahre in dem Flecken niedergelassen, war selten nach „der Platte“ gekommen und nur ein und ein anderes Mal auf botanischen Excur-

sionen mit Kajetan Forster zusammengetroffen. Gern gestand er zu, daß er sich im ersten Eindruck der anziehenden Persönlichkeit des alten Herrn zu ihm hingezogen gefühlt habe; ein näheres Verhältniß sei dennoch nicht zwischen ihnen herzustellen gewesen, da es, nach seiner Meinung oder besser Empfindung, Herr Kajetan Forster nicht gewünscht. Als er, bei der letzten Krankheit des seligen Herrn in der Nacht herbeigerufen, im Hause angelangt wäre, hätte er ihn, vom Schlage schon der Sprache beraubt, doch noch bei voller Besinnung gefunden: einige Stunden hätte der Kranke noch gelebt, ihm mehrfach die Hand gedrückt und sei dann, wie er es immer prophezeit, schmerzlos und sanft entschlafen.

Nicht in fortlaufender Rede berichtete dies der Arzt, es waren mehr die Antworten, die er auf die Fragen seines Begleiters gab. Seine letzten Worte wurden gerade gesprochen, als sie an dem weinumrankten Hause des Verwalters vorübergingen. Auf der Schwelle stand ein junges Mädchen in tiefschwarzer Kleidung, ausschauend nach dem Wege, auf dem die Männer von dem Kirchhofe heimkehren mußten. Als sie Philipp und den Arzt gewahrte, wollte sie eilig zurücktreten, sie schien einen andern erwartet zu haben. Doch war es zu spät, auch die Männer hatten sie erkannt. Philipp grüßte

zuerst, höflicher, als der Arzt es dem jungen, herrischen Manne, einem auf der gesellschaftlichen Leiter niedriger stehenden Wesen gegenüber zugetraut. Das Mädchen erwiederte den Gruß und verschwand in der Thür.

„Die Tochter oder Nichte des Verwalters?“ fragte Philipp.

„Die Tochter, Fräulein Elisabeth.“

„Ein kluges Mädchen; ich sprach gleich nach meiner Ankunft in der Platte mit ihr.“

„Sie ist ein einziges Kind und hat eine gute Erziehung erhalten; es ist, wie man so sagt, nichts an ihr gespart worden.“

„Ich fand sie fast untröstlich über den Tod meines Vaters.“

„Sie war der besondere Liebling des gnädigen Herrn.“

„So?“ Philipp wandte sich noch einmal nach dem Hause zurück, von dem bei der Biegung des Weges nur noch ein Eckfenster und das schiefergedeckte Dach zu sehen waren, schwieg nach seiner Gewohnheit eine längere Weile und sagte dann:

„Noch Eins. Sie sprachen vorhin davon, mein Vater habe gewußt, daß er ohne Schmerzen sterben würde?“

Werner war über die unerwartete Frage verwundert,

antwortete indeß ohne Zögern: „So sagt' ich. Oben auf jener Höhe, wo sich noch die Ueberreste der alten Waldung finden, traf mich Ihr Vater einmal beim Pflanzensuchen. Davon ging die Rede aus über die Kräfte der Kräuter, der verschiedenen Gewässer, der Steine. Ihr Vater wollte überall geheime Kräfte gewahren, electrische, magnetische, odische. Ob ich nicht glaube, daß ein geheimnißvolles Etwas, das freilich von unserer Geburt her mit der Form unseres Leibes in innigster Verbindung stünde, über uns Macht hätte und unsern Willen bände? Ich verneinte es: wir wären nur den allgemeinen Naturgesetzen unterworfen, die an sich nichts Dunkles und Mystisches hätten, sondern im Gegentheil einfach, streng und nüchtern wären, wie die Gesetze der Schwere, wie die mathematischen Formeln, welche den Wirkungen des Lichts zu Grunde liegen."

„Vortrefflich, Doctor. Aber sie kamen schlecht bei dem Vater fort; ich entsinne mich aus der letzten Zeit unseres Zusammenlebens, daß er ein tiefsinniger Naturphilosoph und ein begeisterter Anhänger Schelling's war."

„Der alte Herr hörte meine Bemerkungen mit überlegener Ruhe an; ich würde anders urtheilen, behauptete er, wenn ich seine Erfahrungen hätte. Das

Mangelhafte der Wissenschaften, die sich auf Erfahrung aufbauten, läge darin, daß sie über einige allgemeine, stets zutreffende Gesetze zu sehr die individuellen Wahrheiten vernachlässigten; die Thatsache sei niemals rein zu erkennen, wir beobachteten nur ihren Reflex auf uns. So wisse er aus unerschütterlicher Ueberzeugung, daß er schnell, schmerzlos, ohne eigentliche Krankheit sterben würde."

„Und seine Beweise?"

„Sein Ende sprach für ihn."

„Thorheit!" Philipp warf die Lippen spöttisch auf . . .

So kurz Philipp's Herrschaft auf seinem Gute war, genügte sie doch, ihn als einen umsichtigen und thatkräftigen Mann erkennen zu lassen. Er besichtigte die Weinberge, sah die Pachtverträge ein, berieth mit dem Verwalter diese und jene Verbesserung; auf den Waldblößen sollten neue Anpflanzungen angelegt, die Straße von der Platte zu dem Marktflecken hinab in bessern Stand gesetzt werden. Wenn die Leute auch von dem kühlen, ablehnenden Benehmen des jungen Erben sich zuweilen verletzt fühlten, so schätzten sie in ihm doch einen andern Mann, als seinen Vater, dem sie als einem Menschenfeind und Grillenfänger am liebsten aus dem Wege gegangen waren. Böses wußte Keiner von

ihm zu sagen, aber, behaupteten die Bauern, er führte so curiose Reden im Munde, daß einem die Haare zu Berge standen. Seine Diener dagegen und der verständige Verwalter hatten Herrn Kajetan Forster sehr lieb gehabt: er lebte still für sich, seinen Lieblingsneigungen hingegeben. Es war, als sei ihm die Ruhe, nach der er so lange vergeblich gesucht, mit der Trennung von Gattin und Sohn gekommen, die ihn beständig durch ihren Widerspruch gereizt und gequält. „Eine Natur", urtheilte der Verwalter, „die man nicht hindern durfte, die ihre eigenen Bahnen, meist doch zu einem glücklichen Ziele wandelte."

„Zu einem glücklichen Ziele?" hatte ihn da Philipp unterbrochen. „Nennen Sie den Zwiespalt in unserer Familie glücklich?"

„Bewahre mich der Himmel! Allein war dieser Bruch zu vermeiden? Ein innerer Widerstreit trennte die gnädige Frau von jeher von ihrem Gemahl: das versicherte mir der gnädige Herr noch am Tage, wo er sein Testament machte."

„Das Testament! Sie waren zugegen?"

„Ja, Herr Forster."

„Schade! Da hat mir der Vater eine Freude vorweg genommen; er hat Ihre Tochter, lieber Altenried, mit einem Legat darin bedacht und mich beauftragt, ihr

einen genau beschriebenen, alterthümlichen Schmuck einzuhändigen; das soll geschehen, sobald ich ihn selbst gefunden. Aber Sie wissen das Alles so gut wie ich und machen vielleicht nur im Stillen die Bemerkung, daß der Vater bei seinem außerordentlichen Reichthum, der selbst mich überrascht, seine alten, treuen Diener noch besser hätte bedenken können, sogar sollen."

„Nicht doch, Herr Forster; die Leute sind reichlich versorgt."

„Die Welt wird sich wundern", fuhr Philipp laut denkend fort, „daß so viel Phantasterei mit so kluger Berechnung verbunden, ein Wundergläubiger ein so guter Finanzmann war."

„Freilich; dem seligen Herrn ist in den letzten Jahren, wo er mich seines Vertrauens würdigte, keine Unternehmung fehlgeschlagen."

„Keine? Das nenne ich Glück." Philipp sagte das leichthin und wurde erst aufmerksam, als er in Altenried's Mienen eine leise Mißbilligung zu lesen glaubte. „Sie haben da etwas, das Sie mir verbergen. Ich will nicht in Sie dringen, es mir zu offenbaren; Sie mögen Ihre Gründe zum Schweigen haben."

„Nicht den geringsten. Auch ich habe, wie Sie, über das Glück Ihres Vaters zweifelnd den Kopf geschüttelt. Ein Vorfall bekehrte mich zur entgegengesetzten Meinung.

Ich machte ihm einmal, als er eine bedeutende Summe an ein Unternehmen wagte, das mir unsicher und erfolglos schien, meine Vorstellungen; lachend beruhigte er mich. „Fahren wir morgen nach Wiesbaden, Altenried“, schloß er, „nennen Sie mir, ehe wir in den Spielsal treten, eine Nummer des Roulets, ich setze darauf und in vier Gängen ist die Bank gesprengt.“ Keine Einwendung von meiner Seite half, wir fuhren nach Wiesbaden, wir gingen in den Spielsaal. „Die Nummer?“ fragte Ihr Vater, der ungewöhnlich blaß aussah. „Dreizehn“, erwiederte ich, in der Hoffnung, ihn durch diese, allgemein für unglücklich geltende Zahl zu erschrecken. Darüber schlug er ein unbändiges Gelächter auf und trat an den Tisch. Ein-, zwei-, dreimal gewann die Nummer. „Va banque“, sagte Ihr Vater. Abermals rollte die Kugel: dreizehn hatte gewonnen. Nach dieser Stunde habe ich nie mehr über das Glück Ihres Vaters gespottet.“

Daran fehlte jedoch viel, daß er mit seiner Erzählung Eindruck auf Philipp gemacht hätte. „Die Absonderlichkeit meines Vaters“, dachte der, „hat den alten Mann mit angesteckt und er sieht nun überall Wunder und geheime Beziehungen; wie viele Narren haben schon eine Spielbank gesprengt, ohne daß sie dadurch gescheidtere Menschen geworden wären.“

Das war am gestrigen Tage geschehen, heute saß Philipp in der Bibliothek des Vaters, dem größten Gemach des Hauses; früher hatte es die fröhlichen Trinkgelage der Jagdgesellschaften gesehen. Einzelne Hirschgeweihe hingen noch an den Wänden. Sonst war der weite Raum mit Schränken und Büchergestellen von dunklem Holz angefüllt. Der Arbeitstisch in der Mitte des Zimmers, die hohen, mit grünem, schon verschossenen Sammet überzogenen Lehnsessel zeigten in ihren schönen Formen und Schnitzereien die Arbeit und die Kunst der Renaissance. Von den drei Fenstern war das mittelste geöffnet, der volle Sonnenschein des Augustnachmittags drang herein. Unter den Büchern hatte Philipp einige seltene medicinische und botanische Werke bemerkt und sie zusammengelegt, um dem Arzte damit ein Geschenk zu machen. Dabei erinnerte er sich des Schmuckes, den die eine Klausel des Testaments dem Fräulein Elisabeth Altenried bestimmte, und er beschloß, ihn zu suchen. Er war im Grunde überrascht, als er ihn ohne Mühe in dem hinteren Schubfache gleich des ersten Schrankes entdeckte, den er aufschloß. Kostbar war dieser Schmuck gewiß. Er lag in einem zierlich mit Edelsteinen ausgelegten Kasten, der in einer Kirche oder einem Kloster vordem zur Aufbewahrung von Reliquien gedient: zwei schwergoldene Armspangen von alterthümlicher Form,

eine Broche mit einem geschnittenen Opal, eine Schnur weißer Perlen, Ohrgehänge. „Sie kann zufrieden sein, die Hexe“, sprach Philipp halblaut vor sich hin. Sonst verbarg der Schrank nichts, was seine Neugierde hätte reizen können. Die alten Münzen und Medaillen, die in den Fächern lagen und die der Vater seinen Sammlungen nicht eingereiht hatte, waren für Philipp so stumm und todt, wie die vergilbten Briefe und Papiere über und neben ihnen. Gleichsam vergraben unter einem Haufen von Geschäftsbriefen fand sich ein Buch in schwarzem Saffianleder, er schlug es auf: es war ein Tagebuch seines Vaters.

Mehr aus langer Weile als aus lebendiger Theilnahme ergriff Philipp das Buch und fing darin zu blättern an. Schon auf den ersten Seiten trat ihm eine Anschauung entgegen, die ihn unangenehm berührte: romantische Schwärmereien, weltschmerzliche Empfindungen; bis in den Grund der Seele war ihm dies Spielen mit Gedanken und Gefühlen, dies Sichversenken in die Natur oder wie der Vater schrieb, in die Weltseele, zuwider. Die Philosophie hielt Philipp für eitel Dunst, bei ihm handelte es sich um Thatsachen, um praktische Zwecke allein. Das Buch war nicht regelmäßig geführt; Monate, Jahre lagen zwischen den einzelnen Aufzeichnungen; an manchen Stellen verwies der Schreiber den

Leser auch auf ein rothes, grünes, blaues Buch, worin er das hier nur angedeutete Ereigniß ausführlicher geschildert finden würde. Aus alledem leuchtete Philipp dies ein, daß der Vater viel närrischer gewesen, als er geglaubt. Oft blickte er von den Blättern auf durch das offene Fenster. Die Vögel flogen auf den Zweigen des Nußbaums auf und nieder, der Schatten der Mauer fiel immer länger über den Hof. Ueber sie hin konnte Philipp nach dem Wege sehen, der sich zum Hause des Verwalters und weiter zum Marktflecken hinabwand. Einsam und still war diese Straße. Dann las er wieder eine kurze Weile. Kajetan schilderte seine unglückliche Ehe: die Eitelkeit, der Hochmuth, die Vergnügungssucht Konstanzens stießen hart mit seinen Neigungen zusammen; da wuchs bei der Heftigkeit beider ein Streit in den andern. Die Geburt Philipp's brachte nur einen Waffenstillstand, keinen Frieden hervor. Heranreifend entwickelte sich von Tag zu Tag der Charakter des Knaben mehr dem der Mutter ähnlich, er floh ebenso vor den Strafen, wie vor den Liebkosungen des Vaters. „Alte, langweilige Geschichten!" Philipp wollte das Buch schließen und bei Seite werfen; da fesselte ihn auf einer der letzten Seiten die Ueberschrift: „Seltsamstes Ereigniß meines Lebens." Mit steigender Aufmerksamkeit las er nun, es war ein Fragment aus

der ägyptischen Reise des Vaters. Er entsann sich, daß er selbst damals, zwölfjährig, auf dem Gymnasium in Bonn im Hause des Rectors gewesen sei, und mit nicht geringem Stolze seinen Kameraden und Lehrern Steintrümmer und zerbrochene Amulette gezeigt habe, die der Vater ihm aus den Ruinen von Theben mitgebracht hatte. Und gerade von Theben las jetzt Philipp.

II.

Was Philipp an jenem Abend gelesen, brachte eine tiefe Umwandlung in ihm hervor. Sein Wesen erfuhr eine Veränderung zum Schlimmen. Düster, in sich gekehrt, wich er drei Tage lang nicht aus den Gemächern, die sein Vater bewohnt hatte. Mißtrauischen Blickes betrachtete er Jeden, der ihm nahte. Auf die besorgten Fragen der Diener gab er keine Antwort. Ein Etwas, das namenlos war, eine erfolglose Bemühung peinigte und beunruhigte ihn. Mit der Ordnung der Bücher und Sammlungen, die der Vater hinterlassen, schien er beschäftigt zu sein, so aufgeregt, als suche er nach einem Schatze, einem glückbringenden Kleinod. Wie im Einklang mit seiner Stimmung war Regenwetter eingetreten, ein grauer Nebelschleier, der die Gegend ringsum verhüllte. Um seine Gedanken gewaltsam von dem einen Gegenstande abzulenken, auf den sie gerichtet waren, hatte er jetzt das Kästchen mit dem für Elisabeth bestimmten Schmuck ergriffen und sich auf den Weg nach dem

Hause des Verwalters gemacht. Ein feiner, dichter Regen schlug ihm in das Gesicht, erkältet und durchnäßt kam er auf dem Vorwerk an. Der Verwalter war abwesend, und Elisabeth bat ihn, seine Rückkehr abzuwarten. Das Zimmer, in das sie ihn geführt, war wohl das Besuchzimmer des Hauses: in seiner Ausstattung vereinigten sich Behaglichkeit und eine gewisse Wohlhabenheit mit sinnigem Geschmack; weibliche Augen, weibliche Hände hatten den Bildern einen so günstigen Platz gegeben, in dem Silberspinde die Tassen und Schalen so zierlich geordnet. Mit kühler Theilnahme musterte Philipp die Einrichtung, die Gemälde an den Wänden. Ueber dem Sopha hing ein Frauenportrait. „Wohl Ihre Mutter?“ fragte er das junge Mädchen. Elisabeth bejahte die Frage; sie hatte ohne Verlegenheit am Fenster Platz genommen und beschäftigte sich mit einer Stickerei. Während Philipp sich dem Scheine nach in die Betrachtung der Bilder vertiefte, zuweilen eine Bemerkung darüber machte, auf die von Elisabeth's Seite eine kurze Antwort, Zustimmung oder Verneinung erfolgte, beobachtete er unverwandt das Mädchen, das eifrig arbeitend nur selten von seinen Perlen zu ihm aufsah. Regelmäßig schön mochte er sie nicht nennen, aber ihre anmuthigen Formen umschwebte doch ein bestrickender Reiz. Noch trug sie das Trauerkleid um

seinen Vater, das nur oben am Halse von einem schmalen, weißen Spitzenkragen eingefaßt war. Schlug sie die Augen auf und blickte ihn forschend an, so erschien sie ihm noch eigenthümlicher und lieblicher. Plötzlich, er wußte nicht, woher, oder aus welcher Eingebung, kam ihm der Name Werner Oldburg's auf die Lippen; ein boshaftes Gelüst regte sich in ihm, sie erröthen zu lassen. Eine Weile bezwang er sich, dann wurde der Dämon unüberwindlich.

„Sie verkehren viel mit unserm Arzte, dem Doctor Oldburg?“ fragte er.

Es ärgerte ihn, daß sie unbefangen erwiederte: „Mein Vater sieht ihn gerne; er ist ein willkommener Gast in unserem Hause.“

„Sie kennen ihn seit längerer Zeit?“

„Seit er sich unten in dem Städtchen niedergelassen. Eine Krankheit des Vaters, die er rasch zu heilen verstand, hat uns einander näher gebracht.“

„In dieser Einsamkeit muß Ihnen der Umgang mit einem so gebildeten Manne eine Quelle des Vergnügens sein.“

„Wir wohnen freilich ein wenig abseits von dem großen Getümmel des Lebens, aber einsam ist es doch nicht um uns her. In mancherlei Geschäften kommen die Arbeiter, die Wein- und Holzhändler zum Vater,

und da ich die Wirthin machen und nach Allem sehen muß, habe ich nicht viel Muße, meinen Gedanken nachzuhängen, und bin selten ganz allein. Die letzten Monate nun gar verlebte ich, auf den Wunsch Ihres seligen Vaters, oben im Schlosse, in seiner Nähe."

Hastig erhob sich Philipp von seinem Sessel und näherte sich der Fensternische, in der Elisabeth saß. Ueber sein Gesicht zuckte ein Freudenstrahl, vielleicht konnte sie, die Vertraute seines Vaters, ihn auf die Spur des Geheimnisses leiten, dem er so vergeblich nachgetrachtet — des Geheimnisses, das ihm aus der Schilderung im Tagebuch dämonisch entgegenstarrte. Er hatte das Schmuckkästchen aus seiner Tasche gezogen.

„Mein Vater liebte Sie sehr", sagte er, „Sie waren die Trösterin seiner letzten Lebenstage, ihm fast so theuer wie eine Tochter. In seinem Testament hat er mich beauftragt, Ihnen ein Andenken zu überreichen, nehmen Sie's freundlich auf, zur Erinnerung an ihn."

War nun in seiner Haltung oder in seinen Worten etwas, das Elisabeth verwirrte und erschreckte: sie ließ die Arbeit aus ihren Händen gleiten. Und zufällig brach in diesem Augenblick ein Sonnenstrahl durch das Regengewölk und fiel auf ihre linke Hand, die sie wie abwehrend gegen Philipp ausgestreckt.

An dem Zeigefinger dieser Hand glänzte ihm ein

dunkelblauer Stein entgegen, von wunderbarer tiefer Farbe, wie mit magischem Leuchten: ein Saphir.

Täuschte ihn seine Phantasie? War es ein Blendwerk? Ein Saphir — der wunderbare Stein, den der Vater in den Ruinen Karnaks gefunden, der Ring des Pharao, von dem seine Seele erfüllt war, an dem Finger Elisabeth's? Unmöglich! Und schon hatten die grauen Wolken den einsamen Sonnenstrahl wieder verschlungen; ein trüber Ton herrschte im Gemach.

„Nehmen Sie“, sagte Philipp noch einmal mit einer Stimme, in der das laute Schlagen seines Herzens leise ausklang.

„Ihr Herr Vater hat mich schon so reich bedacht — ich weiß nicht, wie ich solche Güte verdient, womit ich sie verdient. War es, um mir ein Zeichen seiner väterlichen Freundschaft zu hinterlassen, nicht genug an diesem Ringe?“

„Welchem Ringe?“ Mit einer gewaltigen Anspannung seiner Willenskraft gelang es Philipp, seiner Leidenschaft Herr zu werden und den Unbefangenen zu spielen. Arglos reichte ihm Elisabeth die Hand. Es war der Ring, den der Vater beschrieben, mit dem Ibiskopf und den hieroglyphischen Zeichen — kein Zweifel mehr, der Ring aus dem heiligen Schutte Thebens. Die Augen vermochte Philipp von dem verhängnißvollen

Stein nicht abzuwenden, den er drei Tage umsonst gesucht, der Tag und Nacht wie ein Phantom, sichtbar, greiflich und doch unerreichbar vor ihm geschwebt, seine Blicke klammerten sich gleichsam daran fest. Wie hatte sein Vater geschrieben? Nach dem Glauben der Araber gäbe dieser Ring Macht über die Geister und banne das Glück an die Fersen seines Besitzers. Und dieser Stein, der einzig ihm zugehörte, war in der Gewalt eines Mädchens! Seine Hand glühte und Elisabeth zog die ihrige in jungfräulicher Scheu mehr unwillkürlich als in bewußter Absicht zurück. Diese Bewegung bewirkte auch in Philipp eine Aenderung: ein dunkles Gefühl des Hasses gegen das Mädchen verdrängte sein Erstaunen, seine Freude, den seltenen Ring endlich gesehen und berührt zu haben, zu wissen, daß er eine Wirklichkeit und kein Phantasiegebilde sei.

„Der Siegelring meines Vaters — jetzt entsinne ich mich seiner.“

„Die eingeschnittenen Zeichen sollen seinen Werth ausmachen. Aber das ist für Männer, nicht für uns Mädchen. Ich habe weder Sinn noch Verständniß für die ägyptische Weisheit.“

„Sprach mein Vater mit Ihnen darüber?“

„Er erzählte zuweilen von seiner Reise nach Aegypten,

und ich hörte ihm mit Vergnügen zu. Von den Pyramiden, meinte ich, könne man nicht genug wissen."

„Und da zeigte er Ihnen den Ring?"

„Nein, er ließ ihn nie von seinem Finger und sprach auch nicht davon. Erst wenige Minuten vor seinem Tode legte er den Ring in meine Hand, da betrachtete ich ihn zum ersten Male genau."

„Kann der Doctor Oldburg die Hieroglyphen entziffern?"

„Nein, er scherzt über Alle, welche die Geheimnisse des Alterthums ergründet zu haben glauben."

„Er hat Recht; unsere Gelehrten lesen ihre Meinungen in die Hieroglyphen hinein, nicht aus ihnen heraus. Was ist's am Ende auch mit diesem Ring? Ein Nichts, dem der Vater in phantastischer Neigung Bedeutsamkeit beilegte. Für ein Antikenkabinet mag der Stein größeren Werth haben, als für Sie."

„Sie vergessen, wessen Gabe er ist. Nein, Herr Forster, um keinen Preis der Welt werde ich diesen Ring aus meiner Hand geben."

„Um keinen!" Philipp wandte sein Gesicht von ihr in schneller Wendung ab; es war ihm, als müsse sie in seinen Zügen den Haß und Neid entdecken, die sein Herz erfüllten. „Wahrlich, wir sind zwei große Kinder, wir gerathen über einen alterthümlichen Ring, von dem wir

beide und vermuthlich kein Sterblicher in diesem Augenblicke etwas weiß, in eigenthümliche Erregung, als wäre ein Zauber vor uns, ein Gespenstisches. Mögen jedoch die Zeichen bedeuten, was sie wollen, Schreckliches oder Segenverheißendes, Sie brauchen die dunklen Sprüche nicht zu fürchten, Fräulein Elisabeth. In Ihnen und um Sie waltet ein höherer Zauber, als ihn je die Götter Aegyptens in diesen Saphir zu bannen vermochten. Herz und Auge zaubern, Steine nicht."

Zwar hielt der Ton seiner Stimme, wie er so sprach, die Mitte zwischen Ernst und heiterem Scherz. Dennoch glaubte Elisabeth, noch unter dem Eindruck seiner früheren Aeußerungen und der in ihr nachzitternden Berührung seiner Hand, seinen Worten einen tieferen Sinn unterschieben zu müssen, und schaute ihn schweigend mit ihren träumerischen Augen an. Anfangs schwebte es noch wie ein Schleier vor diesen ihren Augen, nur verhüllt drang ihr Glanz auf Philipp ein; allmählig aber wurde dies Leuchten stärker, der Blick mächtiger, forschender, unwiderstehlicher; Philipp war verwirrt, geblendet. Hatte sich der Saphir in Elisabeth's Augen verwandelt? Unerträglich wurde ihm dieser Blick, dieser dunkelblaue Glanz, er bedeckte sein Gesicht mit der Hand. Und sie ergriff, als käme sie aus schweren Träumen wieder zu sich, ihre Arbeit.

Die unbehagliche Lage und Stimmung, in der Beide so gerathen waren, unterbrach der Eintritt Altenried's in das Zimmer. Bald hatte sich Philipp mit ihm in ein geschäftliches Gespräch vertieft; er schien es kaum zu bemerken, das Elisabeth das Gemach verließ. Erst auf dem Hofe, als sich Philipp nach einer Stunde zum Gehen anschickte, trafen beide wieder zusammen.

Der Regen hatte aufgehört, doch bedeckten noch graue Wolken das Gewölbe des Himmels, nur im Westen zeigte ein breiter, röthlicher Streifen den Untergang der Sonne an. Aufquellend aus der feuchten Erde, niedersteigend aus der feuchtwarmen Luft hüllte ein feiner Duft die Landschaft ein. Kein lichterer Farbenton durchbrach das weite, düstere Grau; die graugrünen Weinberge mit ihren Einfassungsmauern, die kahlen Felsen vermehrten und verstärkten es noch. Wenige Schritte von der Hausthür entfernt, stand Elisabeth; sie hatte eben einige häusliche Anordnungen getroffen und den Mägden ihre Aufträge ertheilt: auf dem Wege über den Hof nach dem Thore zu begegneten ihr Philipp und der Vater. Und da der Großknecht den Vater auf die Seite winkte und mit ihm nach den Ställen hinüberging, blieb sie mit Philipp allein.

So unbefangen als vorher vermochte sie nicht mehr mit ihm zu verkehren; bis unter die Schläfen erröthend

stand sie, das Haupt auf die Brust gesenkt, da; die Flechten ihres Haares hatten sich in dem feuchten Nebel gelockert und flatterten auf ihre Schultern hinab. Philipp weidete sich an ihrer Verlegenheit; er hatte ihren Augen noch nicht den Sieg verziehen, den sie vorhin über ihn gewonnen. „Leben Sie wohl, Fräulein Elisabeth", sagte er ihr zum Abschied. „Auf Wiedersehen! Noch einmal, alle meine Aeußerungen waren absichtslos, der Ring ist ein Ring, wie sie jedes ägyptische Museum zu Hunderten besitzt. Hat er unsere junge Bekanntschaft fester knüpfen helfen, nicht wahr, diese Sünde vergeben Sie ihm gern?"

Ohne ihre Antwort zu erwarten, schritt er mit leichtem Gruß über den Hof der Straße zu. Sie wußte, daß er sich nicht umsehen würde und blickte ihm mit unbeschreiblichen Gefühlen, im regsten Widerstreit der Empfindungen nach. Es war doch nicht die Unterhaltung allein, die sie erregt; längst war ihr Philipp, obgleich sie ihn früher mit ihren leiblichen Augen nicht erblickt, keine unbekannte Persönlichkeit mehr. Wiederholt hatte ihr Vater seiner gedacht, auch Kajetan zuweilen aus seiner Schweigsamkeit heraus ein Wort über den Sohn fallen lassen, kein günstiges, aber auch kein ungünstiges, das eben nur die tiefe Grundverschiedenheit ihrer Naturen, ihren schneidenden Gegensatz und die Unmöglichkeit für beide bezeichnete, neben einander zu

leben. So angeregt, mußte sich das junge Mädchen wohl in seinen einsamen Stunden ein Bild Philipp's mit schöpferischer Phantasie entwerfen; allmählig wurde es ihr eine liebe Beschäftigung, des Unbekannten, Fremden zu gedenken. Als sie ihn dann von Angesicht zu Angesicht sah, fand sie sich nicht ganz enttäuscht. Er trat hart, schroff und entschlossen auf: so hatte ihn Kajetan geschildert; der schwermüthige, nachdenkliche Zug, den sie ihm angedichtet, fehlte zwar, aber in seiner Erscheinung und Haltung verletzte doch auch nichts ihren Schönheitssinn, ihr Gefühl für das Maßvolle und Harmonische. Nicht ihre Schuld war es, daß ihre erste längere Begegnung in einem Mißton ausgeklungen; warum hatte er auch von ihren Augen gesprochen? Und wie glühte seine Hand, als er den Ring betrachtet! Ja, ein Geheimniß war mit diesem Ringe verbunden und ein Schatten des Unmuths bewölkte ihre Stirn, als sie, den Ring nach allen Seiten hin wendend und nichts Merkwürdiges daran gewahrend, sich sagen mußte: „du bist eine Thörin.“

Darüber hatte sie die Ankunft Oldburg's überhört, der jetzt unverhofft vor ihr stand. Mit leisem Schrei fuhr sie zusammen. Der Arzt betrachtete sie kopfschüttelnd. „Was ist Ihnen, Fräulein Elisabeth? Störe ich Sie? Vergessen Sie unsere Abkunft nicht,

unsere Schachparthie sollte nicht zu einem Zwange ausarten. Wenn Sie heute keine Neigung zum Spiel haben, sag' ich Ihnen und Ihrem Vater einen guten Abend und gehe."

Dieser Ton des gewohnten Lebens entführte Elisabeth ihren Träumereien; wie einem alten, bewährten Freunde reichte sie Oldburg die Hand zum Willkommen; seine Gegenwart erfüllte sie mit einer gewissen Sicherheit und zerstreute die wunderlichen und unheimlichen Spukgestalten. Sonderbar nur, daß sie lieber allein in ihrer Kammer gesessen und trotz ihres Grauens sich in dem Labyrinth der Vorstellungen verloren hätte, die in ihr auf- und niedertauchten. Die Wunder, soll dies Wort einmal gebraucht werden, sind und geschehen in uns, nicht außerhalb. In der Welt gibt es keine Wunder; nach ewig gleichmäßigen Gesetzen regelt sich der Gang der Planeten, der Wechsel der Stoffe; uns erscheint Vieles seltsam und außerordentlich, weil wir mit befangenem menschlichen Verständniß nur den Anfang und den Schluß erkennen, nicht die Mittelglieder, die aus einer von der Schöpfung, von der ersten Bewegung herrührenden Ursache zu diesem nothwendigen, unabwendbaren Schluß geführt. Den Zusammenhang des Alls, den Verlauf der Dinge ändern weder die Launen der Götter, noch die Leidenschaften der Menschen. Vielleicht ist dies das größte und unbegreiflichste Elend der Men-

schennatur, daß sie mit Phantasie und außerordentlicher Empfindsamkeit begabt, fortwährend mit ihrer eigenen Vernunft und den unabänderlichen Gesetzen der Welt einen tolldreisten Kampf beginnt, in der Hoffnung, der Nothwendigkeit zum Trotz die Dinge nach eigenem Belieben zu gestalten. So meinte auch Elisabeth, auf der Spur eines Wunders zu sein, während dies Wunder doch in nichts Anderem, als in dem Reflex ihrer Einbildungskraft auf den Ring an ihrem Finger bestand.

Wiederum aber machte das eigene träumerische Wesen, in das sie darüber versank, eine tiefe Wirkung auf Werner Oldburg. Die Schönheit und die geistigen Vorzüge Elisabeth's konnten von Niemand verkannt werden, der auch nur wenige flüchtige Stunden mit ihr verlebt, aber sie brauchten die Beleuchtung, in der sie jetzt erschienen, um das ruhige Gemüth des Arztes leidenschaftlich zu entflammen. Ein Feuer entzündete sich da, von dem das Mädchen nichts ahnte. Bei dem Abendmahl, als sich der Vater zu ihnen gesetzt, war auch von Philipp Forster's Besuch die Rede; einige Worte zu seinem Lobe entschlüpften Elisabeth, zum Verdruß und zur Pein Werner's. Er wurde einsilbig, nachdenklich, verlegen, und da ihre Aufmerksamkeit nicht minder von anderen Dingen in Anspruch genommen war, gaben Beide nach kurzer Weile die angefangene Schachpartie auf.

Während des Spiels hatte sie die Frage an ihn gerichtet: „Welcher ägyptischen Gottheit war doch der Ibis geweiht? Sie sagten es mir schon einmal, aber ich habe es vergessen.“ Und er darauf: „Dem Anubis, dem Gott der Weisheit, der die Seelen in die Unterwelt führt.“

In seinem Sorgenstuhl war der Vater entschlummert; leise erhob sich Elisabeth von ihrem Sessel und trat an das halbgeöffnete Fenster. Durch die Schwüle des Gemachs wehte ein frischerer Hauch des Abendwindes. Der Mond war aufgegangen und sein Licht fiel auf die zarte, schlanke Gestalt, wie sie, das Antlitz zu ihm emporgewandt, am Fensterkreuz lehnte. Eine Weile blieb Werner regungslos auf seinem Sitz, die Arme übereinandergekreuzt, über einem Entschluß brütend. Er hatte das Gefühl, daß von der Bewegung, die er machen würde, das Schicksal seiner Zukunft abhinge.

„Es wird eine helle Nacht“, sagte Elisabeth halblaut, um ein Gespräch anzuknüpfen. „Stern nach Stern taucht aus dem Gewölk herauf. Ich kann den gestirnten Himmel nie betrachten, ohne ruhiger und stiller zu werden. Hatten die Recht, welche jenen glänzenden Lichtern Einfluß auf unser Leben zuschrieben, oder wir, die ihn hochmüthig leugnen?“

„Elisabeth!“ — und er war ihr ganz nahe getreten

— „Ihre Reden, Ihre Stimme, wie die Sterne in die Finsterniß bringen sie Licht in das Dunkel meines Herzens. Habe ich Sie von unserer ersten Begegnung her geliebt, liebe ich Sie erst seit einigen Minuten: ich weiß nur, daß Sie mir unaussprechlich theuer geworden sind, nothwendig zu meinem Leben. Antworten Sie nicht jetzt auf eine so hastige, so unerwartete Betheuerung; diese plötzliche Aufwallung reißt mich hin, sie beherrscht mich wider meinen Willen. Ich sollte ernster, gefaßter mit Ihnen reden, ein Bund für das Leben sollte nicht in einem Augenblick der Leidenschaft geschlossen werden. Darum entscheiden Sie für uns Beide, und wie Ihre Entscheidung auch ausfällt, ich werde sie schweigend ehren. Daß unser Verhältniß zu dieser Erklärung geführt hat, kann es Sie verwundern? Wenigstens dürfen Sie dem nicht zürnen, den Ihre Schönheit zwingt, dieß Geständniß zu thun."

Ohne einen Laut zu erwiedern, stand Elisabeth. Die tiefe Bewegung Werner's, der zitternde Ton seiner Stimme ließen sie über die Wahrheit seines Gefühls nicht in Zweifel, aber sie sah ihn sich entfernen und fand doch kein Wort, ihn zurückzuhalten. In ihrer Brust brach ein noch namenloser Kampf aus. Warum mußte er gerade heute von seiner Liebe zu ihr sprechen, heute, wo Philipp Forster... Ja, liebte sie vielleicht

schon und drängte diese geheime, ihr selbst noch unbewußte Liebe jeden Laut, der einem Andern gegolten, von der Zunge in das Herz zurück? Liebte sie Philipp? Und erschreckte sie darum die Werbung des treuen Mannes, mit dem sie noch vor Tagen so harmlos, so gern und schwesterlich freundlich verkehrt? Welch' ein Verhängniß zog drohend, ohne ihre Schuld, über sie herauf! Steckte doch ein böser Zauber in dem Ringe? Wenn sie ihn von sich würfe, weit weg in den Abgrund, in den Strom . . . Da erwachte der Vater und rief nach ihr.

Meilenweit im Umkreise giebt es kein fröhlicheres und bunteres Fest, als den Jahrmarkt zu Sternach. Aus der Nähe des Städtchens, das an diesem Tage sich zu einer Großstadt herausschmückt, strömt die ländliche Bevölkerung auf seinem Markt zusammen, aus der Ferne kommen Kaufleute und Müßiggänger dahin. Neben dem Ver- und Einkauf in den Buden wird in den Wirthshäusern ein lebhafter Handel mit dem in der Umgegend und bis in die norddeutsche Ebene hinaus berühmten Wein getrieben. Schaubühnen, Puppentheater, Menagerien und Taschenspieler fehlen nicht, sie machen zumeist am ersten Tage der Messe gute Geschäfte und bleibt der Himmel an diesem Tage sonnigblau und wolkenlos,

so sieht man in Sternach nur heitere Gesichter und hört nur ein einziges, lustiges Gelächter.

Auf diesem Jahrmarkt, am zweiten Tage nach jenem für Elisabeth so verhängnißvollen Abend, trafen sie und Philipp inmitten des auf- und abwogenden Menschengetümmels auf einander. Die Sonne schien die Wolken von ihren Stirnen weggelächelt zu haben, das bunte, schimmernde Farbenspiel des Lebens vertrieb die Grillen und besänftigte wohlthätig die natürliche Spannung ihrer Gemüther. Sowohl die Gegenwart Altenried's, wie die vielen verschiedenartigen Eindrücke, die Augen und Sinn von allen Richtungen des Marktes her berührten und hier- und dorthin zogen, nahmen ihnen die Gelegenheit, auf ihr Abendgespräch zurückzukommen und ließen selbst die Erinnerung daran erbleichen. Während aber Elisabeth sich den wechselnden Eindrücken in fröhlichster Stimmung hingab, konnte Philipp nicht immer seiner satirischen Laune gebieten. Sein angeborener Hang zum Spott und zur Bosheit fand in diesem Menschengewühl nur zu reichen Stoff. Im Auf- und Niedergehen mußten sie vor einer prächtig ausgeschmückten Würfelbude stillstehen; das Gedränge des Volkes war zu groß. Eine Weile sahen sie dem Spiele zu; der Einsatz war gering, aber die Wenigsten der Spieler gewannen auch. Mit verdrießlichem Gesichte entfernten sich nach zwei oder

drei verlorenen Einsätzen die Meisten. Ueber die tiefe Enttäuschung und den Jammer, der sich in den Zügen eines Bauernmädchens ausprägte, da auch bei ihrem vierten Wurf die Würfel weniger als zwölf Augen zeigten, vermochte Philipp trotz Elisabeth's mitleidigem Blick sein Lachen nicht zu unterdrücken.

„Wie sie aussieht, als ob ihr eine Welt verloren gegangen sei“, sagte er.

„Mich dauert die Arme“, sprach Elisabeth dagegen. „Ich bin als Kind oft genug mit heimlichen Thränen von solcher Bude weggeschlichen; „Du hast kein Glück“, sagt man sich verzweiflungsvoll und glaubt das Herz müsse einem brechen.“

„Kein Glück? Sie und kein Glück? Würfeln Sie einmal! Das Mädchen blickt Sie so flehend an, als wollte sie sagen: „Versuche Du es für mich.““

Die Leute machten Platz, um die vornehm gekleidete Dame an den Tisch zu lassen, und erwarteten neugierig den Ausgang. Elisabeth schüttelte den Becher, die Würfel sprangen heraus. „Drei Sechsen!“ rief überrascht der Besitzer der Bude. Lächelnd, erstaunt über ihr Glück, sah Elisabeth sich nach dem hinter ihr stehenden Philipp um. Er war plötzlich so blaß geworden, daß es ihr auffiel.

„Würfeln Sie noch einmal!“ bat er. Und wieder

warf sie achtzehn Augen. Ein Gemurmel lief durch die Menge, eine seltsame Angst bemächtigte sich des Mädchens; um das Glück zu zwingen, ihr ungetreu zu werden, ergriff sie zum dritten Mal den Becher. „Drei Sechsen!“ Sie hatte abermals gewonnen. Darüber winkte Philipp die Dirne heran: „Wähle, was Dir gefällt, die Dame hat für Dich gespielt.“ Als er sich dann mit Elisabeth von der Bude entfernte, sagte eine alte Frau hinter ihnen her: „Die hat eine glückliche Hand, aber traurige Augen.“ Elisabeth fürchtete, daß Philipp ihr Glück zum Zielpunkt seines Witzes oder zum Gegenstand eines ernsteren Gespräches machen würde, allein er bemerkte nur zum Vater: „Da haben Sie es nun, lieber Altenried. Ein blindes Ungefähr lenkt die kleinen und die großen Dinge; dieses selbe Ungefähr rüttelte heut' die Würfel in der Hand des Fräuleins, wie es vor Jahren meinen Vater die Bank sprengen ließ . . .“

Altenried drängte bald nachher zum Aufbruch, ihm war es nicht genehm, den jungen Gutsherrn so unwandelbar an der Seite seiner Tochter zu sehen. Philipp versuchte einigen Widerstand gegen diesen Beschluß, da aber der Alte fest blieb, rief er: „Gut, dann müssen Sie mir zur Strafe einen Platz in Ihrem Wagen ein-

räumen, allein verweile ich auch nicht länger auf dem Markt."

Was war da zu machen? Abschlagen konnte der Verwalter die Bitte Philipp's nicht; Philipp Forster war eben der Herr. Vor dem Wirthshause stiegen sie in den dort haltenden Wagen. Die Leute steckten die Köpfe zusammen und murmelten, auf Elisabeth und Philipp deutend: „Sollte das ein Paar werden?" Die Beiden vernahmen das Gespräch nicht, desto schärfer horchte das Ohr Altenried's darauf. Daß der Gutsherr seiner Tochter eine Aufmerksamkeit zeigte, die mancherlei Deutungen erlaubte, entging ihm nicht, aber er glaubte nicht an Philipp's „ernste Absichten" und daß sein Mädchen mit dem jungen Herrn „ins Gerede kommen sollte", trieb ihm, noch ehe es geschehen, das Blut in die Wangen. Ahnte Philipp diese Gedanken des Alten? Auch ihm schwoll die Zornader auf der Stirn, seine Haltung wurde strenger, seine Lippen schlossen sich herber zusammen. Das Gespräch der Drei glich einem langsam versiegenden Strome. Dennoch schlürfte Elisabeth mit geheimer Lust die Worte Philipp's wie ein süßes Gift ein. Was er sagte, hatte einen eigenartigen Ausdruck, er dachte nicht wie die Masse der Menschen. Zuweilen verletzte sie das Lieblose und Schroffe seiner Urtheile, das übermüthig zur Schau getragene Bewußtsein

seines Reichthums und seiner überlegenen Natur; nur hinderte sie das Alles nicht, ihn im Stillen, unter äußerlicher Kälte und Gemessenheit, zu bewundern und mit Werner Oldburg zu vergleichen: eine Vergleichung, die nicht zum Vortheil des älteren Freundes ausfiel.

In Philipp's Seele war es düster und finster: er beneidete in Elisabeth die Besitzerin des glückbringenden Ringes; Plan auf Plan, den Saphir in seine Gewalt zu bringen, das Mädchen zu verderben, irrte in seinem Kopfe auf und ab — und zugleich fühlte er eine unbändige Leidenschaft nach ihrem Besitze sich in ihm regen: zogen ihre Augen oder der Stein ihn magnetisch an? Er konnte es nicht entscheiden.

Es war Philipp's Wille gewesen, bei dem Hause Altenried's von ihnen Abschied zu nehmen. Ein Umstand änderte seinen Entschluß. Von einer Bank im Hofe erhob sich bei ihrer Ankunft Werner Oldburg, er hatte schon eine Weile dort gesessen und ihre Heimkehr erwartet. Mit glühendem Antlitz sprang Elisabeth vom Wagen, ohne daß Philipp oder Werner ihr den Arm zum Herabsteigen anbieten konnten und eilte über die Stiege ins Haus. Einen seltsamen, sich gegenseitig fragenden Blick wechselten beide Männer, Altenried rieb sich in peinlichster Verlegenheit die Hände. Philipp aber schien bei der Unruhe und dem Unmuth der Andern

ein besonderes Vergnügen zu empfinden und nicht geneigt, zuerst den Platz zu räumen.

„Die Fahrt hat mir warm gemacht", sagte er, „ein Glas von Ihrem Rothwein, lieber Altenried! Ich ruhe mich derweilen auf der Bank aus." Und darauf zu Werner: „Schade, daß Sie nicht mit uns auf dem Markte waren, Doctor! Welche Narrenschule ist doch die Welt! Alle Menschengattungen waren vertreten, von unserem Stammvater, einem großen Affen, bis hinauf zu den drei Grazien, wo sich die Menschheit im Göttlichen verliert. Merkwürdig, auch für mich merkwürdig war das Glück, das Fräulein Altenried im Würfelspiel hatte. Dreimal hintereinander gewann sie, obgleich der Besitzer der Bude die Würfel doch sicherlich gefälscht."

Der Ton Philipp's beleidigte Werner, er antwortete nun seinerseits in spöttischer Aufwallung: „Fräulein Altenried trägt einen ägyptischen Ring am Finger mit dem Zeichen des Anubis, vielleicht bringt der ihr Heil und Segen."

Aus seiner nachlässigen, halb liegenden Stellung auf der Bank richtete sich Philipp in die Höhe. In dem Glanz der untergehenden Sonne nahm sein Gesicht eine dunklere Schattirung an, eine Bronzefarbe; er strich das

braune Haar aus der Stirne zurück und starrte vor sich in das Leere.

Mit einer Flasche und drei Gläsern kam der Verwalter darüber aus dem Hause; seine Tochter bäte die Herren um Entschuldigung, daß sie nicht die Wirthin mache, sie wäre zu ermüdet. In seiner finsteren Laune, die heute die Welt für ihn in ein Trauergewand kleidete, faßte Werner dieß Nichtkommen als eine ablehnende Antwort Elisabeth's auf seine Werbung auf. Da hielt es ihn nicht lange in der Nähe dessen, der ihm als sein begünstigter Nebenbuhler erschien; hastig stürzte er ein Glas Wein hinunter und verließ fast ohne Gruß den Hof.

„Was ist dem Doctor? Er schaute aus wie ein Verstörter!“ fragte Philipp.

Altenried thaute das Herz auf. Jetzt oder nie, dachte er, kannst du mit dem Herrn ein gerades Wort sprechen und dies Schönthun mit deiner Elisabeth kurz abschneiden, noch gibt's keine blutende Wunde. „Ja“, erwiederte er darum, „ja, Herr Forster, mit dem Doctor geht etwas vor seit einigen Tagen. Ich habe es gleich gemerkt, es ist nichts Sonderliches. In meinem Munde klingt's ein wenig hoffärtig, aber meine Elisabeth ist ein hübsches Mädchen.“

„Und der Doctor liebt sie?“

„Ich meine. Auch Ihr seliger Vater sagte, als er die Beiden einmal zusammengesehen, das würde das Ende sein, nämlich die Liebe."

In Philipp's Innerm loderte eine Hölle des Hasses, der Eifersucht. Werner Oldburg der Gatte Elisabeth's, im Besitz des Pharaonenringes! Dieser Gedanke starrte ihn an wie der Blick des Basilisken. All' die dunklen Leidenschaften, die jenes verhängnißvolle Tagebuchblatt in ihm erweckt, erhoben ihre Häupter.

„Und Sie sind geneigt, ihm die Hand Ihrer Tochter zu geben?" fragte er tonlos.

„Gewiß" — und Altenried begann eine lange Schilderung der Tugenden und schätzenswerthen Eigenschaften Oldburg's. Mit gesenktem Kopfe hörte ihm Philipp zu; wie das Rauschen der Blätter, in unverständlichen Lauten verklangen ihm die Worte. Als der Verwalter schwieg, lachte er auf. „Meinen Glückwunsch zum Schwiegersohn! Ich danke Ihnen übrigens für die Mittheilung, Altenried; ohne Absicht und Schuld, fürcht' ich, habe ich vorhin unsern guten Doctor eifersüchtig gemacht. Das thut mir leid, aber ich kannte seine Beziehung zu dem Fräulein nicht."

So, wohl noch eine halbe Stunde plauderten die Männer. Tiefes Abenddunkel bedeckte Thal und Berg,

als Philipp schied, der Mond war noch nicht am Horizont aufgestiegen.

Am nächsten Morgen schickte Philipp einen Diener nach dem Flecken zu dem Doctor Oldburg: er habe in der Nacht einen Fieberanfall gehabt und bedürfe seiner Hülfe. Wer aber nicht kam, war Oldburg. Seine alte Haushälterin erzählte, er sei über Nacht ausgeblieben und noch nicht heimgekehrt. Bis gegen Mittag harrte Philipp in Geduld. Auf seinem Heimwege am gestrigen Abend von Altenried's Hause nach dem Flecken konnte der Arzt noch einen Krankenbesuch gemacht haben und aufgehalten worden sein. Aber die Stunden verstrichen und Oldburg erschien nicht. Trotz des Abmahnens der Dienerschaft, denn sie sahen, wie blaß, angegriffen, vom Fieber geschüttelt ihr Herr war, ließ Philipp die Pferde vor den Wagen schirren, fuhr zu Altenried, bat ihn einzusteigen und berichtete ihm, während sie zum Flecken hinabfuhren, das räthselhafte Außenbleiben und Verschwinden Oldburg's. „Mir ahnt ein Unglück", schloß er, „der Mann hatte gestern, als er aus Ihrem Hofe forteilte, einen so wunderlichen Blick." Ihm selbst that die Bewegung in der frischen Luft wohl, nur seine Augen behielten ihr fieberisches, unruhiges Funkeln. Den Verwalter schüttelte ein geheimer Schauer; Philipp sprach in deutlichen Worten aus, was ihm dunkel im

eigenen Herzen lag. Oldburg's Benehmen war unerklärlich gewesen, er hatte etwas von einem Irrsinnigen gehabt. In seiner Arglosigkeit merkte Altenried nicht, wie geschickt Philipp diese Meinung in ihm zu verstärken wußte. Oldburg war, wie sie bei ihrer Ankunft im Flecken erfuhren, noch nicht in seiner Wohnung gewesen. Seine Haushälterin hatte ihre Unruhe den Nachbarinnen mitgetheilt, der kleine Ort war in Bewegung gerathen. Keiner hatte den Arzt gesehen, Keiner wußte, wo er ein Ende genommen. Dabei blieb freilich noch die Möglichkeit, daß Oldburg weiter hinaus zu einem Kranken berufen sei, von dem er sich noch nicht habe trennen können. Die Nachforschungen, welche Philipp und Altenried anstellten, indem sie Boten nach den nächsten Gütern sandten, ergaben keine Auskunft: der Doctor Oldburg war nirgends aufzufinden. Dieser und die folgenden Tage vergingen: der Verschwundene blieb verschwunden. Nun nahm sich die Polizei ihrerseits der Angelegenheit an und ihr gelang es, die Leiche des Arztes am fünften Tage in einer Felsschlucht des Gebirges zu entdecken, schon entstellt und verwüstet, doch noch in einem Zustande, daß die ärztliche Untersuchung festzustellen vermochte: der Verunglückte sei unversehens auf dem schmalen Felspfade ausgeglitten und habe sich im Fallen Haupt und Rücken zerschmettert. Auf einen

Thäter, einen Mordanfall deutete kein Zeichen. Nichts war dem Unglücklichen geraubt worden, weder Brieftasche, noch Uhr oder Börse. An seinen Kleidern bemerkte man keine andere Unordnung, als die sich durch den Fall selbst erklären ließ. Oben auf der Höhe stehen einige Blutbuchen, von dichten Gebüschen umgeben, wie in einem Halbkreise; man hat von dieser Stelle aus eine weite und schöne Aussicht über die Schluchten, die Thäler und den Fluß. Philipp's Vater hatte dort eine Bank aufrichten lassen und gern beim Abendsonnenuntergang darauf gesessen. In der Nähe dieser Bank, im Gebüsch ward Oldburg's Hut gefunden: ein gelber Strohhut mit breitem schwarzen Bande. Er war also von Altenried's Hause zu den Bäumen emporgestiegen, hatte auf der Bank Platz genommen und war, vermuthlich in der Dunkelheit, von dem schmalen Waldsteg, der sich hart an der Schlucht den Berg noch höher hinaufwindet, abgewichen und hinuntergestürzt. Daß er in einem aufgeregten, bedenklichen Zustand gewesen, versicherten nicht allein Philipp und Altenried, sondern auch der Großknecht, der dem Doctor auf dem Wege nach den Buchen in der Dämmerung begegnet war: ihm sei es bei dem wüsten Aussehen des Doctors ganz ängstlich zu Muthe geworden, er habe sich aber bei seinem Eintritt in den Hof nicht getraut, das Gespräch der Herren

zu unterbrechen. Nur einige phantastische Köpfe, denen die Welt nicht wunderlich genug verläuft, glaubten aus dieser Verstörtheit auf einen Selbstmord schließen zu müssen; die Meisten klagten den Zufall an, der ein so junges und vielversprechendes Leben getödtet; Altenried und Philipp Forster hüllten ihre eigene Meinung in ein undurchdringliches Schweigen.

III.

Herbstlich kalt wehte der Ostwind über das Land. Auf dem Berggipfel standen Eichen und Buchen entblättert. Rings war der Himmel mit jenen novembergrauen Wolken überzogen, die nicht nur der Landschaft, sondern auch den Gemüthern der Menschen einen schwermüthigen Ton und Hauch geben. Im eiligen Lauf fuhr ein prächtiger Wagen mit stattlichen Schimmeln zur Platte hinan. Weit geöffnet war das Portal, mit dem letzten Blätterschmuck des Jahres festlich geschmückt. In langer Reihe empfing die Dienerschaft die Ankommenden: ein Brautpaar war es, Philipp Forster und Elisabeth, die vor einer Stunde in der kleinen Ursulakirche des Städtchens der Segen des Priesters für dies Leben und — nach der Meinung der Gläubigen — drüber hinaus vereinigt.

Mit ihren drei Sechsen, sagte das Volk in der Umgegend, habe Elisabeth Altenried auch Herz und Hand des reichsten Mannes gewonnen. In der ersten Zeit

zwar nach dem beklagenswerthen Unfall Oldburg's schienen sich beide eher zu meiden als zu suchen. Ohne von ihr Abschied zu nehmen, hatte damals Philipp die Gegend verlassen und eine größere Reise angetreten. Aber die Reise, die ihn auf ein halbes Jahr und länger von der Heimat entfernt halten sollte, dauerte nur bis in den Anfang Octobers; eine geheime, unwiderstehliche Gewalt führte ihn zurück. War es die Liebe, war es das Heimweh? Von den Mauern der Platte, meinten die Abergläubischen, ströme ein Zauber aus, dem ein Forster erliegen müsse; so wäre es seinem Großvater und seinem Vater geschehen: sie hätten sich von dem alten Hause nicht zu trennen vermocht. Eine befremdliche Wandlung war mit Philipp Forster vorgegangen. Sein herrischer Trotz, sein gebieterisches Auftreten, das nicht leicht Widerspruch duldete, hatten noch stärkere Töne erhalten, seine frische Lebenslust, der spöttische Witz, mit dem er die Dinge dieser Welt betrachtete, waren dagegen in einem finstern Ernst, einem schwermüthigen Hinbrüten wie untergegangen. Sein Umgang beschränkte sich nach seiner Rückkehr fast nur auf das Haus Altenried's; daß Elisabeth der Magnet sei, der ihn an sich zöge, verbarg er selbst am wenigsten. Offen sprach er sich mit dem Vater über seine Neigung zu dem Mädchen aus. Wohl sah der Verwalter ein, daß sich seiner

Tochter niemals ein reicherer Bewerber nahen würde, er hatte auch keine Ursache, dem Charakter Philipp's zu mißtrauen, dennoch wünschte er diese Verbindung nicht. Um aber seinen Herrn durch seine Weigerung nicht zu beleidigen, sagte er ihm: er ließe seiner Tochter bei der Wahl ihres Gatten freie Hand; er zweifelte nicht, daß Elisabeth Philipp's Bewerbung ablehnen würde.

Wer aber kann sich vermessen, den Entschluß eines Weibes vorauszubestimmen? Eindrücke, so leichter, luftiger Art, die sich jeder Berechnung entziehen, sind für ein Frauenherz bedeutsam, in gewissen Lagen des Lebens entscheidend. Das Band, das sich auf jenem Jahrmarkt zwischen Elisabeth und Philipp geknüpft, war durch den geheimnißvollen Tod Oldburg's unlöslich verschlungen. Der Schatten dieses Ereignisses hüllte sie beide ein. Bei der ersten Kunde des Unglücks war Elisabeth von einem entsetzlichen Gedanken gequält worden: es sei zwischen den Männern zu einem Streit gekommen, in dem Werner geblieben. Darüber beruhigte sie der Vater: Forster habe sich erst aus dem Hofe entfernt, als Oldburg wahrscheinlich schon von seinem Geschick ereilt gewesen. Aber wie fern ihnen auch jede wirkliche Schuld lag, einen unbeschreiblichen Druck empfand Elisabeth doch in ihrem Gewissen und schloß von

ihrer Empfindung auf die gleiche Philipp's. Dies dunkle Etwas verband sie fester und inniger, als der höchste Schwur, die zärtlichste Entzückung der Liebe mit Philipp Forster. War überdies, wenn sie zurücksann, nicht sein Bild das erste Bild eines Mannes, das sich in ihr Herz eingeprägt, mit dem sich ihre Phantasie lebhaft beschäftigt, noch ehe sie Oldburg kennen lernte? Gibt es eine erste, stumme und doch leidenschaftliche Liebe in der Seele eines erwachenden Mädchens, keinem andern als Philipp hatte dann ihre Neigung gehört.

An einem letzten lichten Octobernachmittag war es gewesen, daß Philipp sie gebeten, die Seinige zu werden. Ein Blutstrom schoß ihr ins Gesicht; sie gedachte, wie kurz die Spanne Zeit, da ein anderer fast an derselben Stelle ihr seine Liebe gestanden, einer, der jetzt schon im Grabe ruhte. War es nur die Erinnerung daran, die sie beängstigte, oder ein plötzlich vor ihr aufsteigendes Schreckbild der Zukunft, sie hatte ihre Augen mit der Hand bedeckt und schluchzend gerufen: „Ach — und Werner Oldburg?" „Ich komme von seinem Grabe", hatte Philipp darauf mit einem Ton geantwortet, der ihr bis ins Innerste gedrungen. „In der letzten Stunde seines Lebens ahnte mir erst, daß er Sie lieben könne, lieben müsse ... aber nicht so, wie ich, Elisabeth, nicht

so! Ich habe keinen andern Wunsch mehr, als den, Sie zu besitzen, all' meine früheren Pläne, Wünsche, Hoffnungen hat dieser eine große Wunsch verschlungen. Mir ist es, als hätte ich mich selbst verloren und würde mich nur in Ihrer Liebe wiederfinden." Eine Leidenschaftlichkeit, die sie trotz ihres geheimen, inneren Sträubens überwältigte, drückte sich in seinem ganzen Wesen gewaltsam und hinreißend aus. Niemand war bewegter, überraschter, erschrockener, als der Vater, wie er sie Hand in Hand neben einander sitzend sah. Das Gefürchtete war geschehen, er konnte es nicht ändern und den Liebesbund zweier Herzen nicht zerreißen.

Vier Wochen waren seitdem vorübergeeilt. In seltsamster Hast und Ungeduld hatte Philipp die Vorbereitungen zur Hochzeit beschleunigt, keines Widerspruchs achtend. Jeder Augenblick schien sich ihm zur qualvollen Stunde auszudehnen, den er ohne Elisabeth in der Platte zubringen mußte. Mit so eifersüchtigen Blicken hatte er sie bewacht und verfolgt, daß man dem jungen Mädchen eine schlimme Ehe prophezeite. Elisabeth hatte darüber gelächelt: immer zum Ernst und mehr zu einer traurigen als zu einer heiteren Betrachtung der Welt geneigt, fühlte sie sich von dem schwermüthigen Wesen ihres Verlobten sympathisch berührt. Von allen Gestalten der Dichter, hatte sie einmal gesagt, sei ihr

Desdemona die liebste; was so Vielen unbegreiflich und beinahe wider die Natur bedünke, Desdemona's Neigung zu einem Mohren, sei aus ihrer Seele herausempfunden. So übten auch jetzt die wunderlichen Launen, die rasch wechselnde Stimmung, das eigenthümlich Geheimnißvolle Philipp's die tiefsten und stärksten Einwirkungen auf sie aus. Ein mächtiges Verlangen trieb sie an, das Räthsel dieses Mannes zu lösen. Jedem ist in seinem Leben schon ein Mensch, Weib oder Mann, begegnet, der einen berauschenden Eindruck auf Alle macht, ohne daß man sich diesen Eindruck recht erklären, oder ihn zergliedern könnte. Er wirkt eben, wie eine Naturgewalt, stärker oder schwächer, länger oder kürzer, je nachdem die Bedeutsamkeit seines Wesens und die Empfänglichkeit des unsrigen ist. Auf Niemand verfehlte Philipp diesen bezaubernden Eindruck, aber keiner war je so bereitwillig, ihn aufzunehmen und sich ihm unterzuordnen, als Elisabeth. Je mehr sie nachgab, desto mächtiger erschien ihr Philipp: indem sie beständig nur zu ihm aufschaute, wuchs er über das gemeine Maß der Sterblichkeit hinaus.

Aus der Ferne gesehen, glich heute, bei dem düstern Himmel, die Platte mit ihren finstern Mauern, ihrer langgestreckten Fensterfronte und dem über den rechten Seitenflügel aufragenden Thurm eher einem Gefängniß,

als der Wohnung eines glücklichen, neuvermählten Paares. Doch das Aeußere täuschte; im Innern herrschte englischer Comfort und deutsche Behaglichkeit, die Gemächer waren hoch und hell, jetzt durch Philipp's Geschmack und Sorglichkeit noch freundlicher und gefälliger ausgestattet. Als er seine Gattin nun durch die Zimmer führte, ob sie da oder dort noch Aenderungen, eine andere Einrichtung zu treffen wünsche, konnte sie ihm nur ihre Freude und Dankbarkeit ausdrücken: wie gut er in Allem ihren Sinn getroffen, wie überrascht und beglückt sie von diesem Glanze, diesem künstlerischen Schmucke sei. Bei ihrem Umgang hatten sie zuletzt den Bibliotheksaal erreicht. Im hohen Kamin glühte ein Kohlenfeuer, die Herbsteskälte machte sich auf dieser Höhe schon fühlbar. Einen Lehnstuhl schob sich Elisabeth an den Kamin und stemmte ihre Füße gegen das kleine Eisengitter, welches die Herdstelle umgab. Röthliche Lichter zuckten über ihr schweres, weiß seidenes Kleid; den Kranz hatte sie aus den Haaren genommen, in natürlichen Locken ringelte sich ihr das Haar auf die Schultern; einen langen, blauen Florshawl trug sie um den Hals geschlungen.

„Wie so oft habe ich hier zu den Füßen Deines Vaters gesessen“, sagte sie träumerisch. „So kehrt nun doch Alles zum Anfang wieder, ich sitze an Deiner

Seite, Dein Weib. Wenn der Vater noch lebte, ich bin gewiß, er würde unsern Bund segnen und sich seiner freuen."

„Deinetwegen", erwiederte Philipp in einiger Aufregung, „denn mich liebte er nicht!"

„Sprich doch nicht so, ich bitte Dich! Weil seine Liebe zu Dir unter harter Rinde verborgen lag, war sie darum gar nicht vorhanden?"

„Ich habe ein untrügliches Zeichen, daß er mich haßte. Genug davon, Elisabeth! An diese Dinge oder an die Geheimnisse des Grabes zu denken, kann zum Wahnsinn bringen."

Von dem Feuer, in das sie gestarrt, erhob Elisabeth die Augen mit ängstlichem Ausdruck zu ihm: sie begegneten einem neuen, seltsamen Gegenstande. Auf einem Bücherschrank stand der Vogel der Pallas Athene, eine marmorne Eule, die Kajetan in Rom als ein schön erhaltenes und vollendetes Werk der späteren griechischen Bildhauerkunst gekauft. Elisabeth hatte dies Sinnbild der Weisheit oft gesehen, heute erschrak sie davor, denn auf dem Kopfe der Eule saß phantastisch ein Strohhut, dessen langes, schwarzes Seidenband über den weißen Marmor fiel. Dieser Hut . . . woher kam ihr nur diese Offenbarung? Keinem Andern als Werner Oldburg hatte er gehört. Zu dem Schrecken über die

Aufgeregtheit Philipp's gesellte sich dies neue Entsetzen, schweigend, weiß wie ihr Kleid, erhob sie die Hand zu der Eule.

Eine Flamme schlug im Kamin hoch auf und übergoß sie mit ihrem Widerschein.

„Der Ring! der Ring!“ schrie Philipp auf und ergriff ihre Hand, daran der Saphir funkelte. Sie war sprachlos geworden. „Höre“, fuhr er in seiner Erregung fort, „höre!“ Und das Tagebuch Kajetan's aus der Brusttasche seines Rockes ziehend, auf einem Fußschemel, dicht vor ihr, niederhockend, begann er. Halb las er, halb sprach er: so oft hatte er diese Blätter gelesen, daß er ihren Inhalt beinahe auswendig wußte. Des Tags führte er sie bei sich, des Nachts lagen sie unter seinem Kopfkissen. Nicht eine Minute verließen seine funkelnden, spähenden Blicke, in denen sich die Wuth eines Raubthiers wiederspiegelte, die vor ihm sitzende zitternde Elisabeth.

Dies aber hatte Kajetan geschrieben.

„Mit dem Nilboot hatten wir am 12. Mai die Gegend von Theben, die Dörfer Karnak und Medinet Abu erreicht; die nächsten Tage waren zur Besichtigung der Ruinen bestimmt. Leider nahm am Abend das Fieber, das meinen Begleiter, den jungen Franzosen Leroy peinigte, bedenklich zu, die Mittel unserer kleinen

Reiseapotheke gewährten keine Linderung und mein Herz war von den trübsten Ahnungen gepeinigt. Mit Todesgedanken wandelte ich unter den Todten. Meine Stimmung entsprach dem Schauspiel, das diese gewaltige Trümmerstätte vor mir ausgebreitet. Riesige Paläste, Obelisken, Sphinxe, Königsstatuen in tiefster, schauerlichster Einsamkeit; aufrecht die einen, gebrochen die andern, verstümmelt alle, vom Wüstensand überweht, unter einem wolkenlosen Himmel, einer glühenden Sonne. Die schmutzigen Fellah's, die in den elenden Dörfern umher leben, haben diesen Denkmälern gegenüber etwas Zwerghaftes, Thierartiges, sie gleichen einer Schaar grotesker Kobolde, die um ein Königsgrab ihr unheimliches Wesen treiben. Trotz der strengen Strafen, welche die Regierung des Vicekönigs über die Beschädiger der Trümmer verhängt hat, ist der Boden umher überall von Nachgrabungen aufgewühlt; unermeßliche Schätze und Kleinodien sollen unter den Ruinen verborgen liegen, von Geistern bewacht. Die Verwegensten der Fellah's aber trotzen ihnen und den Gesetzen; in den Vollmondnächten versuchen sie ihr Glück. Ein Mittelpunkt dieser Nachgrabungen, eine Hauptstätte der Dämonen ist der Palast, den der dritte Amenophis nordwärts von dem Dorfe Medinet Abu aufrichten ließ. Ein wüster, gewaltiger Haufen von Schutt und Steinen, aufrecht

neben zwei Palmen steht die einsame Säule eines Porticus, wie Felsklippen erheben sich zwei sitzende Kolossalstatuen aus der Ebene. Einst beschützten sie den Eingang zum Palast, jetzt nennen sie die Umwohner die schrecklichen Geisterriesen, die nicht erlauben, daß die Hand eines Sterblichen den Schatz des Amenophis antaste. Zu den Füßen des einen Kolosses, der ehemals gepriesenen Memnonssäule, die längst nicht mehr in das Morgenroth hineinklingt, saß ich am Abend des dreizehnten Mai's auf einem geborstenen Säulenstumpf. Vor mir versank die Sonne in rothen Flammen über dem gelbbraunen, schweigenden Gefilde. Ich hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und wühlte mechanisch mit der eisernen Spitze meines Stockes den Sand um mich her auf. Kein Mensch war in der Nähe; meinen ägyptischen Diener hatte ich nach dem Dorfe geschickt; dort sollte, nach der Versicherung unseres Schiffskapitäns ein arabischer Arzt wohnen, der das Fieber zu heilen verstände und viele Wunderkuren ausgeführt hätte. Obgleich ich kein Zutrauen zu einem solchen Manne hatte, bekümmerte mich doch der Zustand Leroy's in dem Grade, daß ich in unserer Verlassenheit selbst ein altes Kräuterweib um Rath, wie vielmehr einen Arzt gefragt haben würde. Am Fuß der Memnonssäule erwartete ich darum den Araber, um ihn mit nach unserem Boote

zu nehmen. Mit diesem Nächsten beschäftigt, irrten meine Gedanken dennoch in die Ferne, zu den Glanztagen Thebens, in die Uranfänge menschlicher Geschichte und Cultur. Wenn jetzt plötzlich einer der Weisen des Landes vor dich hinträte, ein Priester der Isis, der den Zipfel ihres Schleiers gehoben und die Geheimnisse des Lebens und Todes erforscht; einer, der Moses belehrte, der dir den Freund rettete ... Und wieder, was kann im Weltgange die Auslöschung eines einzigen Lebens bedeuten, hier, inmitten einer Verwüstung ohne Gleichen? Alle schöpferischen Kräfte scheinen hier erstorben; Todesschweigen herrscht, wo einst aus der hunderttthorigen Stadt Streitwagen und geharnischte Männer zogen. Ueber mir in den Lüften schwebte ein Geier, Eidechsen schlüpften unter den Steinen hervor. Phantastische Bilder, etwas wie die Träume des Halbschlummers, trieben ihr Spiel mit mir, da schrak ich wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen. Die Spitze meines Stockes war im Sande auf einen harten Gegenstand gestoßen; ich bückte mich danach und zog einen Ring aus dem aufgewühlten Sande hervor, einen jener kunstlosen Siegelringe, die so vielfach in den Grabhöhlen Unterägyptens gefunden werden. Ihn genauer zu betrachten, erlaubte das verglimmende Licht des Tages nicht; von Secunde zu Secunde verglühte der purpurne

Rand im Westen des Himmels mehr und mehr, graue, schwere Dämmerung umgab mich. In diesem Augenblick ward meine Aufmerksamkeit von meinem Funde abgelenkt, der Schein einer Fackel traf mein Auge. Mein Diener kam mit dem arabischen Doctor von den Lehmhütten Medinet Abu's her. Die groteske Erscheinung dieses Mannes ließ mich meine Träume wie meinen Ring vergessen und ich kann nicht mehr sagen, wie, ob es absichtlich oder unwillkürlich geschehen, daß ich ihn an den Zeigefinger der linken Hand steckte. Hassan ben Yussuf, der Arzt, gehörte auch in dem abenteuerlichen, an seltsamen Figuren überreichen Aegypten zu den Merkwürdigkeiten. Ein kleiner, buckliger Mann, dem in Folge einer Verwundung der rechte Fuß abgenommen worden und der nun auf eine Krücke gestützt ging — aber ging ist nicht das richtige Wort, sondern hüpfte und sprang. Auf seiner linken Schulter saß eine schwarze Katze, die in dem Fackellicht mit ihren wildglühenden Augen etwas von einem Dämon zu haben schien. Ein langer, schwärzlich grauer, dichter Bart reichte bis hinab auf Hassan's Brust; an der grünen Farbe seines Turbans erkannte ich, daß er seine Abstammung von dem Propheten herleitete. „Allah Hou!" murmelte er bald leise vor sich hin, bald schrie er es mit kreischender, schrecklicher Stimme in das Schweigen der

Nacht. Mein Diener, ein gewandter Mann aus Kairo, der im häufigen Verkehr mit den Fremden einige Kenntniß der französischen Sprache erlangt, gerade wie ich mich nothdürftig im Arabischen verständlich machen konnte, hatte den Doctor von meiner Bitte unterrichtet; er war gleich bereit gewesen, den Kranken aufzusuchen, natürlich gegen eine gute Bezahlung. Alle Räthsel Aegyptens schließen sich wenigstens in der Gegenwart mit den zwei Silben: Bakschisch, Trinkgeld, auf. War es zu Herodot's Zeiten nicht eben so? Mir will es nicht in den Sinn, daß die Masse des ägyptischen Volkes jemals seit Chufu's und Chafra's Tagen eine sonderliche Aenderung ihres Wesens und ihrer socialen Lage erfahren hätte.

„Gegenseitig begrüßten wir uns nun, Hassan und ich; durch den Diener ließ ich ihm meine Freude über seine Bereitwilligkeit ausdrücken; der Ruhm seiner Kunst sei bis zu mir gedrungen. Darauf antwortete er mir mit orientalischer Ueberschwänglichkeit, auch ihm habe die geheime Stimme gesagt, daß er heute, noch vor dem Aufgang des Sirius, mit einem berühmten, gottgeliebten Franken zusammentreffen würde. Und „Allah Hou!" rufend, sprang er uns voran. Trotz der Dunkelheit fand er den Weg durch die Steintrümmer; ich folgte ihm langsamer mit dem Diener. Zuweilen entschwand

er meinen Blicken, dann tauchte er unerwartet dicht vor uns auf, die Katze auf der Schulter. Wenn er ein so geschickter Arzt ist, wie Du behauptest, sagte ich zu meinem treuen Abbas, warum lebt er denn in dieser Einöde? Er würde das Brod des Lebens auch in Kairo die Fülle haben. Gewiß hat er es, entgegnete Abbas in seinem gebrochenen Französisch darauf; er stammt aus der Stadt und besitzt ein Haus in der Nähe der Burg. Sie loben seine Kunst und Frömmigkeit, er war eine Zeitlang unter die tanzenden Derwische gegangen, aber seit einem Jahre wohnt er in Medinet Abu, um — hier senkte Abbas seine Stimme bis zum Flüsterton — den Schatz des Riesenkönigs zu heben. Der Mann fing an, meine Theilnahme zu erregen, und ich beschloß, ihn für die nächsten Tage im Auge zu behalten. In dieser Stimmung erreichten wir das Boot. Leroy lag auf dem Divan in der Kajüte, in heftigen Phantasieen. Erst jetzt bemerkte ich, daß Hassan allerlei Kräuter und Phiolen in den Gürtelbund seines Kleides gesteckt hatte. Als er sich dem Kranken näherte, sprang die Katze mit einem leisen Miauen von seiner Schulter auf den Tisch, ihre Augen drehten sich funkelnd in den Höhlen, es war, als ob sie magnetische Strahlen auf mich und den Kranken schössen. Hassan griff nach Leroy's Puls, ich holte inzwischen unsere kleine Apotheke

herbei und zeigte ihm die Arzneien, die ich dem Fiebernden bisher eingegeben. Mit einem lauten Schrei wich Hassan von mir zurück, ließ die Hand des Kranken aus der seinen und stürzte dann einem Besessenen gleich auf mich zu. Wie um ihn abzuwehren, erhob ich den linken Arm zum Schutz und ballte die rechte Faust. Ein blauer, strahlender Schimmer, blitzte mir von dem Zeigefinger der Linken entgegen; ein Schimmer von solcher Kraft, wie ich ihn bei keinem Diamanten bemerkt. Es war der Ring der Memnonssäule: ein ungewöhnlich großer und schöner Saphir. In eine Ecke der Kajüte drängte mich Hassan; der Schaum stand ihm vor dem Munde. „Woher hast Du den Ring?“ schrie er. „Allah hat ihn mir gegeben.“ Darauf senkte er den Kopf, der Anfall schien vorüberzugehen. „Du bist der Mächtige, o Franke“, ächzte er, „ich bin der Staub unter Deinen Füßen; berühre Deinen Freund mit dem Ringe und er wird genesen.“ „Weißt Du keinen bessern Rath?“ „Es ist der beste, Du wirst es erfahren.“ So ärgerlich und gereizt ich war, sprach doch in mir etwas für den seltsamen Buckligen: halb aus Mitleid mit ihm, halb um ihn mir zu verbinden, reichte ich ihm eine Goldmünze: „Für Deine Mühe.“ Gierig streckte er die Hand danach aus, zog sie aber rasch wieder zurück, ohne das Goldstück zu berühren. „Sage mir lieber, o

mächtiger Franke, wo Allah den Ring des Segens und des Todes Dir geschenkt?“ Es war thöricht von mir, aber ich hatte in der Aufregung die Herrschaft über mich verloren und antwortete ihm: „Rechts von dem Standbild des Königs, an dem Du mich trafest; mein Stock wühlte den Ring im Sande auf.“ „Ich danke Dir“, — und nun nahm er das kurz vorher verschmähte Goldstück; die Katze sprang, eine Wasserflasche in hundert Scherben vom Tische werfend, wieder auf seine Schulter. Von dem Fall und Zersplittern des Glases wachte Leroy auf und während ich zu ihm eilte, verschwand Hassan, die Treppe hinaufhuschend, aus der Kajüte. Auf dem Verdecke erhob sich ein wüster Lärm, allein der Zustand des Freundes nahm mich für die nächsten Stunden so ganz in Anspruch, daß ich weder mich nach der Ursache des Tumults zu erkundigen Gelegenheit fand, noch Muße hatte, den Abenteuern dieses Tages nachzusinnen. Bis Tagesanbruch wachte ich am Lager Leroy's, kalte Umschläge um den Kopf und ein kühlendes Getränk waren das Einzige, was ich ihm zu seiner Erleichterung verschaffen konnte. Denn daß ich kein allzugroßes Vertrauen in die Kraft eines altägyptischen Siegelrings setzte, bedarf keiner Erwähnung. Dennoch fühlte sich Leroy am Morgen leichter, das Phantasieren hatte aufgehört, er erkannte mich; je höher die Sonne

stieg, je schwächer wurde das Fieber. Ohne allzuschwere Besorgniß konnte ich ihn der Obhut seines eigenen europäischen Dieners überlassen und mit Abbas einige Stunden ans Land gehen. Mich drängte es, Hassan zu begegnen. Doch umsonst war mein Wunsch, weder an diesem noch an einem der folgenden Tage traf ich den Arzt. Nach Medinet Abu war er nicht heimgekehrt, er war verschollen. Mit den Schiffern unseres Bootes, erzählte mir Abbas, hatte er noch einen wilden Zank gehabt, weil sie ihn nicht schnell genug an das Ufer bringen wollten; ungeduldig war er endlich in den Fluß gesprungen und hatte sich durch den Schlamm und die Uferhöhen hinaufgearbeitet. Mir schoß der Gedanke durch den Sinn: er wird den Boden um die Säule aufgewühlt haben, in der Hoffnung, einen Schatz zu entdecken. So war es, wir bemerkten die Spuren frischer Nachgrabungen, der Wind hatte sie noch nicht verweht. Wie freilich Hassan zu einer Schaufel gekommen, ob er Genossen bei seiner Arbeit gehabt, ob sich seine Hoffnung erfüllt, das ist für mich ein Geheimniß für immer geblieben. Aber mit einer gewissen Nothwendigkeit mußte unter diesen Umständen der Ring in meiner Schätzung steigen, es war etwas Magisches in ihm. Sinnend betrachtete ich ihn lange mit unverwandten Blicken, die Größe und Schönheit des Saphirs

fiel mir heute noch mehr auf als gestern. Dies durchsichtige, leuchtende Blau übte eine Wirkung auf mich aus, zu deren Schilderung mir die Ausdrücke fehlen, sein Glanz durchdrang mich gleichsam. In den Stein war kunstvoll das Bild eines Ibis geschnitten, darum in hieratischen Schriftzügen eine Inschrift, die ich nicht zu entziffern vermochte. Eingefaßt war der Stein von einem starken gediegenen Goldreif, der nach einigem Reiben seinen Glanz wieder erhielt . . .

„Meine Geschichte ist zu Ende. In drei Tagen war Leroy vollständig von seinem Fieber genesen. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und zeigte ihm den Ring. Auch er wurde bei dem ersten Anblick des Kleinods von einem seltsamen Gefühl des Staunens und der Beängstigung ergriffen. Erfahren in der ägyptischen Hieroglyphenschrift, wie er es war, gelang es ihm bald, den Sinn der Zeichen auf dem Ringe zu deuten; nach ihm sagten sie: „Im Bann des Gottes hast Du Macht über alle Geister.“ Der Gott aber, den diese Worte meinten, wurde durch den Ibis, den heiligen Vogel des Thot, unzweifelhaft bezeichnet. Thot oder Anubis ist der Gott der Wahrheit und Weisheit, der Schreiber des Himmels, zugleich regelt er als Herr des Mondes das Jahr und mißt dem Menschen die Jahre zu. „Er ist der Gott des Schweigens, des Todes“, setzte Leroy mit

einem Lächeln am Schlusse seiner Erläuterungen hinzu, „und im Bann dieses Gottes waren Sie ja schon, ehe Sie diesen Siegelring trugen, der vielleicht den Finger des Pharao geschmückt, mit dem Moses geredet.“

So weit war Philipp in seiner Vorlesung gekommen, wie ein Besessener sprang er empor und schleuderte das Buch von sich. „Und diesen Ring trägst Du am Finger, Unselige“, rief er mit flammenden Blicken. „Du! Dir hat ihn mein Vater gegeben, um mich wahnsinnig zu machen. Du solltest Glück und Reichthum mit ihm erhalten, während er mich dem Verderben weihte. Aber er hat sich getäuscht; haha! Du bist in meiner Gewalt, Dein Leib, Deine Seele, Dein Ring, sie sind mein!“ Und im wilden Lachen verzerrte sich sein Gesicht zu dämonischer Häßlichkeit; in tollen Sprüngen raste er durch das Gemach.

Von der Erzählung, die sie gehört, von der entsetzlichen Wendung, die mit Philipp vorgegangen, betäubt, lag Elisabeth wie bewußtlos in ihrem Sessel. Vor seinem schrecklichen Anblick, vor der marmornen Eule mit dem Strohhut, die sie angrinste, hatte sie furchtsam die Augen geschlossen. Nur schloß sich darum der Abgrund nicht, der sich vor den Blicken ihrer Seele aufgethan. Der tiefste Schmerz nagte an ihrem Herzen; der Schmerz getäuschter Liebe. Wo sie sich so warm

und innig geliebt glaubte, hatte nur die blinde Begierde, eine phantastische Grille, Bosheit und Selbstsucht Philipp bestimmt, um sie zu werben, sich mit ihr zu vermählen. Sie war mit unlöslichen Ketten gebunden, das Weib eines Mannes geworden, vor dem sie schauderte, dessen Krankheit sie nicht mit Mitleiden, sondern mit Grausen erfüllte. Betrogen, verrathen, vermochte sie doch nicht sich zu erheben; war sie im Bann des fürchterlichen Gottes, des Todes? Ein leiser Klageton irrte durch das Gemach; war es der letzte Laut ihres brechenden Herzens? Auch Philipp stutzte und hielt in seinem Gange einen Augenblick inne. „Die Eule schreit“, murmelte er vor sich hin. „Es ist nichts, ich werde den Ring an meinen Finger stecken und die Geister schweigen heißen“, beruhigte er sich selbst. Mit einem Sprunge war er vor Elisabeth und rüttelte sie aus ihrer Schwäche auf. „In die Höhe, Schätzchen, aufgewacht! Munter, Du bist ja Philipp Forster's Frau! Dein Glück ist zu Ende und meines beginnt. Dachtest Du im Ernst, ich würde beständig wie ein blöder Schäfer zu Deinen Füßen sitzen, nur Deiner frommen blauen Augen wegen? Die Augen lügen, Alles an euch lügt — den Ring her, den Ring!“

Wie eine Eisenklammer preßte sich seine Hand um die ihrige und gewaltsam streifte er den Saphirring von

ihrem Finger. Umsonst flehten ihre Augen um Schonung, triumphirend betrachtete er ihre rührende Schönheit, wie eine Beute, die ihm nicht entrinnen konnte. Sie wollte ihre Dienerin herbeirufen, aber die Stimme versagte ihr den Dienst. Da fiel plötzlich vom Kopf der Eule der Strohhut nieder auf den Boden. Hatte ihn der Zugwind herabgeweht? Denn eben brachte ein Diener Licht, Wachskerzen auf einem dreiarmigen, schwersilbernen Leuchter. Eine Minute nachher waren die beiden Gatten wieder allein. Solange der Diener im Gemache war, hatte Philipp's Hand Elisabeth nicht aufstehen lassen, es brütete etwas in seinen finsteren Mienen, das sie bei dem geringsten Widerstande mit dem Aeußersten zu bedrohen schien. Elisabeth rührte sich nicht, ihre Kraft war gelähmt. Er aber hielt den geraubten Ring mit einem unbeschreiblichen Aufblitzen des Stolzes an das Licht. „Wie er leuchtet, wie er Funken sprüht! Bei diesem heiligen Zeichen entweicht, Geister und Dämonen!" Und er wandte sich gegen die marmorne Eule. Zu seinen Füßen lag der Strohhut Oldburg's mit dem schwarzen Seidenbande. Er stutzte, das Blut wich aus seinen Wangen. „Bist Du noch nicht beruhigt, armer Schelm? Er wollte Dich auch besitzen, Dich und den Ring. Das hat er nun für seinen Vor-

witz, der eine erwirbt die Braut, den andern verschlingt die Tiefe."

„Um der Heiligen willen!" schrie Elisabeth mit letzter Kraftanstrengung. „Du hast ihn gemordet!" Ein Muth, Alles zu wagen, schwellte ihr das Herz. Lieber im Augenblick von der Hand des Wüthenden sterben, als so, unter dem Druck des Geheimnisses und der Schuld weiter leben: sie dachte es nicht klar, aber sie fühlte ihre Betäubung schwinden und sich unwiderstehlich vorwärts getrieben.

Ihr Ausruf schien besänftigend auf Philipp's wilde Erregung zu wirken und seiner Vernunft wieder die Herrschaft über die Gebilde des Wahns zu geben, die um ihn gaukelten. Von ihrem Sessel hatte sich Elisabeth erhoben und stand ihm gegenüber, nicht mehr ein furchtsames, zitterndes Weib, eher in ihrem weißen Gewande ein Bote des Himmels, der gekommen, Rechenschaft von seinen Thaten zu fordern. Eine Weile betrachtete er sie kopfschüttelnd, wie eine fremde, ihm ungewohnte Erscheinung. „Ich habe ihn nicht getödtet", sagte er darauf, mehr in sich hinein, als zu ihr, unruhig hin- und hergehend, doch vermeidend, den Hut oder ihr Gewand zu streifen. „Ich nicht; Anubis hat es gethan, der Gott des Todes und dieses Ringes; der wurde an jenem Abend mächtig über ihn. Ich sah ihn

auf der Bank unter den Blutbuchen sitzen, es war eine dunkle Nacht, er schien eingeschlafen zu sein. Als ich mich ihm näherte, schreckte ihn das Geräusch meiner Schritte empor. Halb taumelnd fuhr er auf, dabei fiel ihm der Hut vom Kopfe, der Hut, der dort liegt. Er merkte es nicht, eine panische Furcht hatte sich seiner bemächtigt, unsichern Fußes floh er den Berg hinauf. Und ich ihm nach, langsamen, festen Schrittes, ich hatte mit ihm zu reden und ich wußte, daß ich ihn erreichen würde, hielte er auch erst am Thore der Hölle an. Umher tiefste Stille, nur der Wiederhall unserer Schritte unterbrach sie. Der Mond tauchte gerade aus den Wolken auf eine kurze Frist und beschien mit magischem Schimmer die grause Tiefe. War es verlockend, hinabzustarren? Lebte und webte dort unten, zwischen Steinen, Pflanzen und Bächen ein geheimnißvolles Wesen, blickte das Antlitz der Isis aus dem Abgrund herauf? Oldburg stand dicht am Rande, das Gesicht vornübergeneigt, der Narr — er sah den Tod und konnte doch nicht seinen Fuß von der gefährlichen Stelle zurückziehen. Der krächzende, unheimliche Schrei einer Eule ward da vernehmlich, ich legte dem Zusammenfahrenden meine Hand auf die Schulter und er stürzte hinab. Isis, die große Göttin zog ihn nieder. Ist es nicht so?" und seine bisher ruhige Stimme wurde heftiger, seine Augen

starrten unverwandt nach einer Nische des weiten Gemachs, die nur dämmernd von dem Licht der Wachskerzen erhellt wurde. „Rede, feindlicher Schatten! Rede selbst und strafe mich Lügen! Du willst nicht, Du schüttelst den blutigen Kopf? Du wendest Dich von mir, Du willst mir wieder entfliehen? Steh' mir Rede, sieh mir ins Auge! Bei diesem Ringe."

Und wie er die Hand drohend erheben wollte, entglitt ihm der Ring, rollte über den Boden, jener Nische zu, wo seine Phantasie ihm das Schattenbild Oldburg's vorspiegelte.

Was nun geschah, folgte einander wie bei heftigem Gewitter sich Donner und Blitz schnell, unmittelbar folgen. Als der Ring ihm entrollte, durchschauerte es Philipp, wie einst seinen Vater, als er ihn fand, mit elektrischem Schlage. Er ergriff den Armleuchter und stürzte nach der Nische, er leuchtete am Boden umher, aber der Ring war verschwunden. Ein heiseres Stöhnen entrang sich seiner angstvoll arbeitenden, ächzenden Brust. „Philipp! Philipp!" rief Elisabeth, die ihn schwanken sah. Ihre Arme breitete sie nach ihm aus, aber er taumelte nach vorn, der Armleuchter fiel aus der schwächer werdenden Hand; im letzten Krampfe griff er nach dem Vorhang, der sonst die Nische zu verschließen pflegte; lautlos sank er nieder, mit dem Gesicht

auf die Dielen, die Finger seiner rechten Hand krallten sich in die Ritzen, als suche er sterbend dort den verlorenen Ring zu fassen. Und der schwarzsammetne Vorhang löste sich aus seinen Ringen und bedeckte den Liegenden wie ein weites Leichentuch. Wie lange es gewährt, ehe sie die Thür aufreißen, mit erlöschender Stimme: Hülfe! rufen konnte, ehe die Diener herbeikamen, dessen wußte sich Elisabeth später nicht mehr zu erinnern. Als man Philipp Forster vom Boden aufhob, war er eine Leiche; ein Herzschlag hatte ihn getödtet. Elisabeth lag ohnmächtig in den Armen ihrer Frauen.

Jahre sind vergangen, die düstern Mauern der Platte, die altersgrauen, bekleidet der Epheu mit jungem Grün, goldene Lichter streuen die Sonnenstrahlen darüber. Im Hause waltet eine ernste, stille Frau, trotz ihres noch jugendlichen Alters graulockig und schwermüthig. Sie ist die reichste und mildthätigste Dame in der ganzen Gegend. Nach dem Glauben des Volks hat Elisabeth Forster von ihrem Gatten ein unermeßliches Vermögen geerbt. Die Welt hält sie für glücklich und begreift ihre Verschlossenheit und ihre Vorliebe für ein zurückgezogenes, einsames Leben nicht. Wo Elisabeth erscheint, flößt sie Allen Verehrung und eine unerklärliche Scheu ein, etwas Mystisches ist um sie.

Wie verlockend auch ihre Reichthümer und ihre eigenthümliche Schönheit sein mögen, Niemand hat es gewagt, um das Herz und die Hand der Wittwe zu werben. Sie will ihrem Gatten über das Grab hinaus treu bleiben; deß zum Zeichen trägt sie an ihrem Finger einen einzigen Ring, den Goldreif Philipp's. Den Saphir hat sie vergeblich gesucht, wie er; die Erde hat ihn verschluckt.

Mit verlöschend muß ihre Reichthümer und ihre eigenthümliche Schönheit sein mögen. Niemand hat es gewagt, um ihr Herz und die Hand der Wittwe zu werben. Sie will ihrem Gatten über das Grab hinaus treu bleiben; doch zum Zeichen trägt sie an ihrem Finger einen einzigen Ring, den Goldreif Philipp's. Don Saphir hat sie unendlich geliebt, und er hat die Ehe hat ihn verschönt.

St. Georg.

Die größte Strecke seines Laufs ist der Fluß mit mäßigen Wassern, in vielfachen Windungen, durch ein ebenes Land geflossen, da, gegen Westen, ehe er seine Wellen mit denen des breiten Stromes mischt, treten von beiden Seiten die Berge, sein Bett einengend, näher an ihn heran. Sein Lauf wird schneller und wilder, die Senkung jäher. Ihren eintönigen Charakter verliert die Landschaft allmählig, der Wald verdrängt hier und dort das Feld. An malerischen, bald lieblichen, bald düstern Stellen wandert der Reisende vorüber, die großen, reichen Fabrikstädte hat er hinter sich gelassen, seiner Bande ledig hüpft der Fluß, wie ein ausgelassener Knabe neben ihm her. Nur zuweilen muß er noch das Rad einer Sägemühle treiben, drin das Holz des Waldes zerschnitten wird. Zerstreut und einsam liegen die Wohnungen der Menschen; erst bei der Mündung des Flusses haben sich wieder mehrere zu einem Flecken zusammengefunden. Schon im Mittelalter hatten sich hier um eine Wallfahrtskirche und ein Franziskanerkloster Men-

schen gesammelt. Aber auch die Kirchen haben ihr Schicksal, diese kam nicht recht in Aufnahme, das Kloster verfiel. Seit dem dreißigjährigen Kriege ist es nur noch eine Ruine, von der bald auch der letzte Stein fortgetragen sein wird. Besser, wie viel es auch verloren, hatte das reiche und stolze Geschlecht, das auf dem Felsen über dem Flecken eine stattliche Burg besessen, den Wandlungen der Zeit widerstanden. Mit dem Aufhören des Fehdewesens in diesen Gegenden verließen sie die Burg und bauten, eine Stunde weiter, auf einem breiten waldbestandenen Hügel ein prächtiges Schloß, aus dem Walde schufen sie einen Garten, beide im französischen Geschmack. Aber auch dieser Glanz erblich, die Revolution und Napoleon kamen und gingen, die Dillburgs verarmten von Jahr zu Jahr. Einem neuen Herrn fiel das Land zu und während die übrigen adeligen Geschlechter der Gegend sich von dem neuen, schroffen, norddeutschen, protestantischen Regiment in scharf bezeichnender Zurückgezogenheit hielten, schlossen sich die Dillburgs in eifriger Ergebenheit ihm an. Im Staatsdienst suchten sie das verlorene Ansehen wieder zu befestigen und hofften vielleicht, nach sparsamen Jahren, auch den früheren Reichthum wieder zu erwerben. Nur zur Hälfte erfüllten sich ihre Erwartungen, durch eine weise Sparsamkeit gelang es ihnen, nicht zu dem ver-

kommenen Adel herabzusinken und sich einen gewissen Wohlstand zu bewahren. Mancherlei Entbehrungen mußten sie sich freilich auferlegen, vor fünf Jahren hatten sie das Schloß, dessen Erhaltung ihnen zu kostspielig fiel, verkauft und bewohnten seitdem im Flecken, hart am Ufer des Stroms, ein einsam stehendes, stilles, von einem kleinen Garten umhegtes steinernes Haus.

Die Aussicht aus den Fenstern des obern Stockwerks über den grünschimmernden majestätischen Strom, an dessen anderm Ufer sich Wälder und Felsen hinzogen, mit Ruinen und neuen Wohnungen bedeckt, auf die Stadt, deren Kirchthürme und alterthümliche Befestigungen in nicht allzugroßer Entfernung sichtbar wurden, war für Herz und Auge gleich erquickend. In schönster Vereinigung der Frieden, die Ruhe der Natur mit dem Lärm und der Geschäftigkeit des modernen Lebens. So still und jungfräulich dehnten sich jenseits auf den Höhen die Wälder aus, mit ihren breitwipfligen Eichen und schlanken, graustämmigen Buchen, während auf dem Strom die Dampfschiffe fröhliche Menschen dahinführten, Schleppdampfer reichbeladene Schiffe zogen und gewaltige Flöße stromabwärts nach Niederland trieben, dazwischen ein Kahn von einem Strande zum andern fuhr, weiße Segel in der Sonne glänzten: Bewegung und Wandel überall. Die Fenster des grauen Hauses waren geöffnet,

um den kühlen Wind hineinzulassen, der vom Wasser her wehte. Ein schwüler Sommertag, der sich jetzt dem Abend zuneigte, hatte die Bewohner des Hauses aus den Gemächern in den Garten getrieben. Hier unter den Linden und Nußbäumen war es schattig und lauschig. An den Mauern des Gartens grünte breitblättrig der Wein, die Trauben reiften in üppiger Fülle. Auf drei Steinstufen stieg man vom Hause hinab, die Fenster und die Wand, die nach dem Garten schauten, waren zum Theil von dunklem Epheu umsponnen. So klein der Fleck war, bot er doch einen gefälligen und freundlichen Anblick, als müsse es sich auf ihm gut und friedlich wohnen lassen. Vor der Laube, die im Frühsommer der Hagedorn umblüht, stand eine Linde mit mächtigen Aesten, wie eine Kuppel gewölbt. Mutter und Sohn saßen in der Laube, sie an dem grünen Tischchen mit einer Handarbeit beschäftigt, er ihr gegenüber, die Lehne seines Sessels war an den Stamm der Linde gelehnt. Das Buch, in dem er bisher gelesen, hatte er mit rascher Bewegung geschlossen und hielt es nachlässig in der Hand. In seinem edelgeschnittenen Gesicht verband sich ein gewisser trüber Ernst mit einem stark ausgeprägten Zug des Stolzes: was ihn auch traurig stimmen mochte, er fühlte sich als Edelmann, als gleichsam emporgehoben aus der gemeinen Menge der Menschen. Auf-

merksam, antheilsvoll weilten seine Augen auf der emsig arbeitenden Mutter, die nur selten zu ihm aufsah. Mancherlei Gedanken erwachten in ihm, aber die wenigsten lächelten ihn freundlich an. Ihre Schatten fielen über seine Züge; wenn ihn die Mutter beobachtet, würde sie die wachsende Traurigkeit, die tiefe Verstimmung seines Wesens haben bemerken müssen. Aber sie gab eben nicht Acht auf den Sohn oder war an seine düstere Unzufriedenheit gewöhnt. Eine vornehme Frau, vornehm in Erscheinung und Haltung, ihr Aeußeres nur der Spiegel eines großmüthigen Herzens, einer gehaltenen Seele, in ihren ruhigen Bewegungen drückte sich zugleich die Würde des Alters und noch die Anmuth der Jugend aus.

Luise von Dillburg war in ihrem Leben nicht glücklich gewesen. In schöner Mäßigung hatte sie sich bescheiden und die guten wie die traurigen Ereignisse gefaßten Sinnes hinnehmen lernen. Früh gewann darum ihr Charakter Festigkeit und Besonnenheit. Schon in ihrer Jugend wurde sie um die bestbegründeten Hoffnungen grausam betrogen. Ihre Aeltern gehörten zu den reichsten Geschlechtern der Landschaft, in Ueppigkeit war sie auferzogen worden, an Bewerbern fehlte es ihr nicht. Sie wählte in Franz Dillburg den Mann ihrer Liebe. Nicht ohne Kämpfe errang sie sich ihn, denn der

Mutter war der arme, unbegüterte Bräutigam nicht genehm, Luise aber hoffte mit ihrem Herzen dem Geliebten auch ein großes Vermögen zu schenken. Da brach wenige Wochen vor ihrer Trauung eine Wendung ihres Geschicks ein, die sie, die Ahnungslose, tief hinab von dem Gipfel ihres erträumten Glücks stürzte. Ihr Vater hatte in leichtsinnigster Weise seine Reichthümer für unerschöpflich gehalten, seine beiden Söhne den Alten in kostspieligen Neigungen, in verschwenderischen Tollheiten noch überboten; abenteuerliche Unternehmungen, die der Graf begierig aufgriff, um das Verlorene wieder zu gewinnen, hatten den Rest seines Besitzthums verschlungen: halb als Bettlerin erwachte Luise eines Tags. Ein Kampf der Großmuth entspann sich zwischen ihr und ihrem Verlobten; sie wollte ihm sein Wort zurückgeben, da er es nur dem reichen Erbfräulein, nicht dem armen Mädchen zugeschworen; er die Geliebte nicht verlassen, jetzt in ihrer bedrängten Lage am wenigsten. Die Vermählung fand statt: eine enge, beschränkte Häuslichkeit nahm Luise auf, sie mußte mit knappen Mitteln hauszuhalten sich gewöhnen, sie, die sonst jede ihrer Launen im Augenblick erfüllt gesehen hatte. Von der Regierung wurde Franz Dillburg begünstigt, schneller als es in seinem, dem richterlichen Stande, zu geschehen pflegt, stieg er auf und nahm bald an dem Gerichtshofe in

der großen Fabrikstadt seiner Heimath eine der ersten Stellen ein. Aber fast mittellos, wie er war, genügte das Gehalt seines Amts, darauf er angewiesen, den Ansprüchen an das Leben nicht, mit denen Luise aufgewachsen, die Franz, in Folge einer reichen Heirath an dasselbe stellen zu können geglaubt. Schneller als er, fügte sich die Gattin bescheidenen Sinnes in diese Verhältnisse und Entbehrungen, sie besaß die Fähigkeit, das Aechte und Wahre in den Dingen zu erkennen, und die Kraft, ohne Schmerz den äußerlichen Glanz zu entbehren. Franz indeß überwand die schwere Täuschung seines Daseins niemals ganz. In seinem Ehrgeiz hatte er schon durch den Reichthum seiner Braut die alte Herrlichkeit seines Geschlechts erneut gesehen. Statt dessen brachte sie ihm nur neue Sorge in das Haus. Im Anfang verscheuchte noch die Liebe seine trübe, verbitterte Stimmung, aber allmählig fing er an seine vorschnelle und unbesonnene Heirath zu bereuen. Nicht in scharf hervortretenden Zügen äußerte sich die Wandlung seiner Gefühle, allein er wurde verschlossener, kälter. Unter dem Schein des Glücks war diese Ehe eine tief unglückliche. Wie viel Luise auch dabei litt, sie zeigte es ihrem Gatten in keiner Weise. Sich zusammenfassend, ertrug sie, was nicht zu ändern war.

Alle Gedanken Franz Dillburg's richteten sich auf

die Erwerbung eines großen Vermögens. Sollte ihm auch der Genuß des Besitzes versagt bleiben, er wäre mit dem Bewußtsein, ihn erworben zu haben, zufrieden gewesen. Wenn nur sein einziger Sohn Friedrich reich und geehrt auf dem Schlosse seiner Väter sitzen würde, das hätte ihn über alle Mühen und Arbeiten getröstet. Darüber brach das Jahr 1848 herein; einen Augenblick schwankte Dillburg, welcher Partei er sich anschließen sollte, zuletzt schien die des Bestehenden und des Königthums ihm die sichersten Aussichten auf Rang, Beförderung und Reichthum darzubieten. Mit einem gewissen Fanatismus schloß er sich ihr an. Die größte Strenge des Gesetzes wandte er wider die Neuerer an; nie wollte er von Milderungsgründen hören, nie von Nachgiebigkeit. Ihn, den Mann aus altadeligem Geschlecht, erbitterte der Aufschwung des Bürgerstandes, jede neue Villa, die ein Handelsherr, ein Fabrikbesitzer sich vor den Thoren der Stadt baute, war ihm ein Dorn im Auge, er dachte, so oft er daran vorüberging, an sein ehemals so stattliches, weithin prunkendes Schloß in den Bergen. Während der Gerichtsferien bewohnte er es mit Gattin und Sohn — den Flügel des weitläufigen Gebäudes, der eben noch bewohnbar war. Denn das Ganze auch nur im leidlichen Zustande zu erhalten, überstieg seit Jahren seine Kräfte. Mit der „großen Re=

action" änderten sich plötzlich seine Verhältnisse; in ausgezeichneter Weise wurden seine Verdienste um die Rettung des Staats belohnt. Der König ernannte ihn zum Präsidenten des Gerichtshofs, gab ihm einen hohen Orden und machte ihm, wie die bösen Zungen zischelten, ein bedeutendes Geldgeschenk. Mit der alten Ordnung sollten die alten Schlösser und Wappenschilde wiederhergestellt werden. Franz Dillburg indeß begann ein gefährliches Spiel an der Börse, er hoffte in Kurzem sein Vermögen zu verdoppeln, zu verdreifachen . . er verlor Alles. Kaum hielt er sich aufrecht, eine gefährliche Krankheit brach seine physische Gesundheit, die Vorstellungen seiner Gattin, seiner Verwandten und Freunde gewannen endlich so viel über ihn, daß er seine Einwilligung zum Verkauf des Schlosses und Parks von Dillburg gab. Ueber den Werth, wie es hieß, erstand der reiche Kaufmann Stupp die Besitzung. Mit der Kaufsumme wurden die Hauptgläubiger befriedigt; der Rest und die Pension ihres Gatten sicherten der Wittwe — Franz Dillburg war einen Tag nach der Unterzeichnung des Kaufcontracts am Herzschlage gestorben — ein mäßiges Auskommen. Denn in diesem Erich Stupp hatte Dillburg seit Jahren nicht nur seinen politischen, sondern einen persönlichen Gegner gehaßt; der Kaufmann erwiederte diese Feindschaft; um ihr Genüge zu thun und

seinen Feind bis in das tiefste Herz zu kränken, sollte er das alte Schloß gekauft haben. In der Stadt hatten beide Familien einander gegenüber gewohnt; aus kleinen Verhältnissen war der Kaufherr durch Thätigkeit, Fleiß und Sparsamkeit langsam, stetig emporgestiegen. Seine Geschäfte dehnten sich aus, über die Erde hin wanderten die Arbeiten seiner Fabriken. An mancherlei Reibungen zwischen dem Präsidenten und ihm hatte es nie gefehlt. Erich Stupp gehörte zu der liberalen Mehrheit des Landes, in der Stadt entschied bei allen Wahlen sein Einfluß auf die Bürger und Arbeiter zu Gunsten des Fortschritts. Um Reden, die er gehalten, Aufrufe, die er erlassen, war er wiederholt gebüßt worden. „Ihr Recht", hatte er im Eifer einmal Dillburg zugerufen, „ist das abscheulichste Unrecht, das je geübt. Sie wollen ein Edelmann sein und sind nichts als der Diener roher Gewalt." Vielleicht trug diese persönliche Erbitterung, die ihre politische Gegnerschaft angenommen, nicht wenig dazu bei, die Grundsätze beider Männer zu spitzen und zu schärfen. „Wenn dieser Dillburg es nur könnte", sagte Stupp im Kreise seiner Freunde, „morgen würde er mich hängen lassen." In ihrer milden und ausgleichenden Weise hatte Frau Luise zuweilen eine Annäherung an die Familie des Kaufherrn versucht, kalt und kühl wurde sie zurückgewiesen, noch mehr als ihr Gemahl,

fühlte Frau Christine Stupp den Werth und die Macht ihres Reichthums, sie lehnte jede nähere Verbindung mit den Adeligen ab. Unter andern Umständen würden die Dillburgs niemals dem Verkauf ihres Schlosses an Erich Stupp zugestimmt haben, aber das Angebot seines Notars überstieg die aller andern Bewerber um mehre tausend Thaler: dies entschied, in ihrer Noth, bei der Krankheit ihres Gatten, sah Frau Luise keinen andern Weg zur Rettung.

Fünf Jahre waren seit diesen Vorfällen dahingegangen: Frau Luise hatte sich ohne Murren in ihre bescheidene Lage, ihr einsames Leben in der kleinen Stadt gefügt. Wer viel verloren hat und oft getäuscht wurde, dessen Blick schärft sich für die kleinen Freuden, welche ein schöner Frühlingstag, eine gute Nachricht, ein Fest bei den Nachbarsleuten bringt. Auf den Umgang mit der Natur und den Büchern angewiesen, hatte Luisens Wesen eine Weihe und Ruhe erhalten, die sie gleichsam über die engumgrenzte Wirklichkeit stellte. Es war, als ob nur das Schönste und Edelste ein Anrecht auf dies Herz hätten. In diesem August hatte die Ankunft Friedrichs, aus der fernen norddeutschen Hauptstadt des Königreichs, wo er bei einem Gerichte arbeitete, die heitere Ruhe im Hause unterbrochen. Welche Mutter hätte diesen Sohn nicht geliebt! Schon sein Aeußeres,

seine adelige Erscheinung nahmen für ihn mit günstigem Vorurtheil ein; sich fernhaltend von den Vergnügungen und dem wilden Lebensgenusse der „goldenen Jugend" — eine Entsagung, zu der ihn mehr noch als seine beschränkten Verhältnisse, ein festgewurzelter Trübsinn und eine große Verachtung des Vergnügens trieben — schien er allein mit seinen Studien und der Sorge für sein Emporkommen beschäftigt. Diesen brennenden Ehrgeiz hatte die Mutter früh in ihm erkannt und sich bemüht, ihn zu besänftigen. Vergebens, der Einfluß des Vaters und die Macht der Dinge waren stärker als sie. Friedrich von Dillburg wollte und konnte sich mit keiner untergeordneten Stellung begnügen, in keinem mäßigen Glück Beruhigung finden. Unzufrieden mit sich, hadernd mit der Welt und dem Geschick trachtete er nach einem ungewöhnlichen Loose. Sein Schweigen antwortete beredt auf die Ermahnungen der Mutter; was sie getröstet, war kein Trost für seine jungen Jahre. Aengstlich, da er die Mutter liebte, suchte er jede Veranlassung zu einem Zusammenstoß ihrer so verschiedenen Lebensanschauungen zu vermeiden und kämpfte seine böse Laune männlich nieder, um sie wenigstens nicht in Worte ausbrechen zu lassen. Aber seinem Antlitz konnte er nicht den Ausdruck des Frohsinns befehlen; je länger er still auf dem Sessel dasaß, der Mutter gegenüber, desto

stärker regte sich sein Unmuth, kaum hielt er noch an sich. Aufspringend reichte er der Mutter die Hand: „Auf Wiedersehen am Abend, ich muß noch in den Wald hinaus."

Zärtlich hielt sie ihn fest. „Mußt Du? Was quält Dich nur heute, Friedrich? Du solltest Dich hier von Deinen Mühen ausruhen, reinere Luft und volleren Sonnenschein genießen. Aber die Schönheit der Natur scheint keinen Eindruck auf Dich zu machen, willst Du wieder zu Deinen Freunden, in die Stadt?"

„Ich verstehe Deinen Vorwurf, liebe Mutter; kaum bei Dir angekommen sich wieder fortzusehnen, wie undankbar! Gieb mir nur noch einige Tage Ruhe, dann hoffe ich Alles überwunden zu haben und so zufrieden zu blicken, wie Du."

„Ja, was hast Du zu überwinden?"

„Du begreifst eben meine Empfindungen nicht; bitte, deute mir das Wort nicht übel. Du hast Dich darin ergeben, daß dieser Boden, auf dem Du noch vor Jahren Herrin warst, Andern gehört, daß sie mit ihrer Pracht Dir ins Angesicht spotten!"

„Wie Du wieder übertreibst und stürmst! Es ist kein glücklicher Zufall, daß Herr Erich Stupp gerade jetzt das Schloß bezogen hat, aber schwerlich hat er damit uns zu beleidigen gedacht. Zwischen uns hat das

Geschick eine so starke Schranke aufgerichtet, daß jeder von uns sicher auf seiner Seite weilen kann, der Andere wird ihn nicht belästigen."

„Du kannst vergessen, ich nicht", versetzte er hart. „Das ist im Grunde der ganze Unterschied zwischen uns. Wohin ich hier die Augen wende, begegnen mir die Spuren dessen, was meine Vorfahren gebaut, gethan. Sie haben aus dieser Gegend eine lachende, fruchtbare Landschaft geschaffen, Häuser und Schlösser und Kirchen gegründet; warum wandere ich nun auf diesen Stätten wie ein Heimathloser und Ausgestoßener umher?"

„So klagte der Vater auch. Als ob uns das Unheil gestern getroffen, als ob wir diesen und jenen dafür verantwortlich machen könnten! Ein Jahrhundert hat uns erhöht, ein anderes gestürzt. Und bist Du nicht Manns genug, Dir ein eigenes Schicksal zu bereiten?" Und da er schwieg, fuhr sie mit ihrer sanften Stimme fort: „Du wendest Dein Gesicht immer rückwärts, Friedrich, sieh doch muthig hinaus in die Zukunft, in ein neues Leben. Tausende erreichen niemals, was Du schon erreicht hast; eine ehrenvolle Bahn eröffnet sich vor Dir, mit Ehren durchschritt sie Dein Vater. Mußt Du denn all' Dein Dichten und Trachten an verlorene Wünsche hängen, an Hirngespinnste? Ich glaube an unheimliche Mächte, die in unser Dasein

hineingreifen, aber wir sind es, die ihnen den Zugang ebnen. Hätte doch schon der Großvater jenes Schloß verkauft, das für Deinen Vater die Wurzel seiner Sorgen und seines Elends wurde, das jetzt auch alle Deine Gedanken in Anspruch nimmt."

„Es ist die Stätte meiner Kindheit. Weißt Du es nicht mehr, wie Du mit mir auf den Rasenplätzen des Gartens gespielt? Siehst Du nie mehr im Traum das Steinbecken des alten Springbrunnens, darauf Du die Schiffe schwimmen ließest, die mir Jakob aus Borke geschnitzt? Und die langen, kühlen, halbdunklen Corridore, die Säle mit ihren halberloschenen Bildern, die stolzen alten Bäume . . nein, Du verhüllst Deine Augen, liebe, gute Mutter, Du hast es so wenig vergessen wie ich."

Eine Weile rührte sich nichts in der Laube, als das Rauschen der Blätter, und das Athmen des Windes. „Laß es dahin sein", sagte Frau Luise und nahm die Hand vom Gesicht. „Dahin und verloren. Du erweckst grausame Erinnerungen, die Dir wie mir Kummer ohne Ende schaffen. Es war auch nicht alles sonnig, als wir dort wohnten, Deiner Kindheit nur blieben die Sorgen Deiner Aeltern verborgen. Und auch sie, die sich jetzt unsers Besitzes freuen, werden ihren Antheil von

den Leiden des Lebens haben. Hoffe, beneide sie nicht, Friedrich . . ."

„Leb' wohl, Mutter!" Hastig drückte er einen Kuß auf ihre Finger und verließ mit eilenden Schritten den Garten. Es war ihm unmöglich, länger in ihrer Gegenwart zu verweilen. Die Pläne des Ehrgeizes, der Rache, die seine Stirn durchzuckten, hätten ihre Seele nur zerrissen. Besser, er trug seine Verzweiflung allein. In der Hauptstadt, mit den Pflichten seines Amts beschäftigt, in seinen Arbeiten verloren, hatte Friedrich weniger diesen Stachel des Schmerzes empfunden. Dahin und dorthin wurden seine Gedanken abgelenkt, die Menschen, mit denen er in Berührung kam, kannten seine früheren Verhältnisse nicht, wußten nichts von der Vergangenheit seines Geschlechts. Hundertmal hatte er in den fünf Tagen, die er bei der Mutter während der Gerichtsferien zugebracht, seine Thorheit verwünscht, welche ihn aus dem sicheren Asyl hierhergeführt — hierher, wo Jeder neugierigen Auges auf ihn schaute, wo jeder Baum und Stein ihn an glücklichere Tage gemahnte. Zu seinem und ihrem Herzleid hatte er den Bitten der Mutter nachgegeben, die den Sohn nach jahrelanger Abwesenheit wieder in die Arme schließen wollte. Der kurzen Freude des Wiedersehens folgten Aufregungen, Schmerzen. Die Heimath zeigte dem

Heimgekehrten ein strenges, hartes Gesicht. In der ganzen Gegend lebte noch vielgeschmäht und gescholten das Gedächtniß seines Vaters. Man konnte ihn keiner ungesetzlichen Handlung beschuldigen, aber man warf ihm seine Unerbittlichkeit, den grausamen Haß vor, mit dem er seine politischen Gegner verfolgt. Während des Aufstandes in Baden hatten auch in dieser Landschaft Tollkühne Tumulte angestiftet und den öffentlichen Frieden gebrochen. An die Spitze eines außerordentlichen Gerichtshofes gestellt, belegte Franz Dillburg damals die Schuldigen mit den schwersten Strafen, wie bei allen ähnlichen Processen war mehr als ein Unschuldiger unter den Verurtheilten. In Jammer und Elend hatte er viele Familien gestürzt, diese waren ausgewandert, jene hatten dreizehn Jahre im Kerker geschmachtet und waren nur durch eine Amnestie, die der neue Fürst bei seiner Thronbesteigung erlassen, daraus befreit worden. Wohin darum Friedrich auf diesen Boden trat, beschwor er feindliche Empfindungen und Erinnerungen gegen sich herauf. Ahnungslos, daß sich so große und schwere Feindschaften gegen ihn gesammelt, war er gekommen; nun aber reizte es ihn, Allem zu trotzen. Er verachtete die öffentliche Meinung, von jeher hatte er die politischen Grundsätze seines Vaters getheilt. Zu viel verdankte sein Geschlecht dem Königthum, als daß ein Dillburg

die Krone in ihrem Kampf wider die anschwellende Fluth der Volksherrschaft hätte in Stich lassen können. Jedem wollte er gerne eine gewisse freie Bewegung im gewohnten Leben gönnen, aber ein Recht, in Staatsdingen mitzusprechen, besaß nach seiner Meinung der Adel allein. Den unbeschreiblichsten Widerwillen empfand er, wie die meisten scharfsinnigeren Denker, gegen die moderne Form der Staatsleitung, die wir die constitutionelle nennen; gegen ein System, das auf den unhaltbarsten Voraussetzungen beruht, den Mächtigen das Schwert in den Händen läßt und die Schwachen durch ein Blatt Papier und den durchlöcherten Schild der Gesetzlichkeit zu schirmen wähnt. Nur fand er in der Heimath Niemand, der seine Meinungen billigte. Schweigend zogen sich selbst seine Jugendfreunde von ihm zurück. Dazu mochte sein Trübsinn, sein scheues und abstoßendes Wesen eben so viel wie seine politische Gesinnung beitragen: der Erfolg war derselbe, Friedrich grübelte sich immer tiefer in Menschenhaß und Weltverachtung hinein.

Dicht hinter dem Hause der Mutter stieg der Weg eine waldige Anhöhe empor, ihn hatte der junge Mann eingeschlagen. Hier beobachteten wenigstens nicht wie in den Straßen des Fleckens neugierige Blicke seine Schritte. Trotz des heißen Tages wehte vom Strome und aus dem Waldgrunde eine kühlere Luft, leichter hob sich die

beklemmte Brust. Einsam ging Friedrich den stillen Waldsteg. Bis auf das leise Summen der Käfer und das Gesäusel in den Wipfeln ruhte alles Leben umher. Hier voller und glänzender, dort gebrochener durch Zweige und Gebüsche lag das Sonnengold auf dem trockenen graugrünen Rasen. Eichen wechselten mit Buchen und Linden in der Runde. Aber Friedrich war kein liebender Betrachter der Natur, seine Gedanken und Wünsche flüchteten aus ihren magischen Kreisen in den bewegten Strudel des Lebens. Oben auf der Spitze des Felsens hielt er inne. Von der uralten Feste der Dillburgs erhob sich noch eine epheuübersponnene Mauer, Steine waren weithin über den Boden gestreut, Haidekräuter, Gras und Moos wucherten aus der Erde und den Fugen der zersplitterten Mauerstücke. Dieser melancholische Ort mußte eine besondere Anziehungskraft haben; als er den Gipfel erreicht, bemerkte Friedrich einen Mann im grauen Rock, der abgewandt von ihm auf einem Stein saß und nach Osten in das tiefer gelegene Land hineinsah. An seiner gebückten Haltung, seiner Kleidung und der schwarzen seidenen Mütze auf seinen spärlichen grauen Haaren erkannte ihn Friedrich. „Guten Tag, Rupert", sagte er, ihm leicht auf die Schulter schlagend. „Sie sind's, Junker", fuhr der Angeredete in die Höhe. „Ich dachte mir's wohl, daß Sie kommen würden." —

„Warum?" — „Herr, bin ich doch der Einzige, mit dem Sie von den alten Zeiten reden können; von Ihrem Herrn Vater und dem reichen Schuft dort unten, der Sie um Ihr Gut gebracht." Dabei wies er mit der Hand in die Ferne, wo auf einem etwas niedrigeren Hügel als der war, auf dem sie weilten, weißschimmernd im Sonnenglanz sich ein Schloß mit Thürmen, Erkern und Balkonen aufbaute.

Friedrich's Gesicht verdüsterte sich. „Halte Deine Zunge im Zaum, Rupert", sagte er indeß, „Du redest Dich noch in das Gefängniß hinein; Erich Stupp ist reich und ein unversöhnlicher Feind, hat man ihn gereizt."

„Mögen sie mich doch in das Loch stecken, wenn ich nur meinem Grolle gütlich thun kann", murrte der Alte und richtete sich auf. Eine starke knochige Gestalt, mehr aus Gewohnheit als aus Schwäche vornüber geneigt. Zwei heftigere Feinde des Kaufherrn hätten nicht leicht zusammentreffen können, als der junge Dillburg und der alte Rupert. Bis zum Verkauf des Schlosses hatte Rupert als Kastellan darin gewaltet. Sein Großvater war schon in demselben Amt gewesen, wie ein Stück der Erbschaft hatte es die Familie angesehen. Auch ihre Geschicke waren mit den Mauern, die jetzt ein Anderer besaß, aufs innigste verwachsen. Mit wun-

dem Herzen hatte sich Rupert losgerissen, aber weder wollte er einem neuen Herrn dienen, noch war Erich Stupp geneigt, einen treuen Diener der Dillburgs in seinem Hause zu dulden. Für seinen Unterhalt brauchte der Alte nicht zu sorgen; er hatte sich ein kleines Vermögen durch Fleiß und Glück erspart, sein Sohn war Förster in dem am jenseitigen Ufer gelegenen königlichen Forste, seine Tochter gut verheirathet an einen Gastwirth auf der Kunststraße, die den Fluß entlang zur Stadt führte. Die Kinder hatten ihm angeboten, abwechselnd die eine Hälfte des Jahres im Walde, die andere in der großen Wirthschaft bei ihnen zu wohnen, er aber es vorgezogen, in der Nähe des Schlosses zu bleiben. Außerhalb des Fleckens lag ein kleines, hölzernes Haus, darin lebte er; ein altes Mütterchen sorgte nothdürftig für die Wirthschaft. Täglich sprach er bei der gnädigen Frau Luise vor und war hocherfreut, wenn sie ihm irgend eine Bestellung auftrug, einen Dienst von ihm forderte. Er hatte sich einen Gemüsegarten angelegt, darin zu arbeiten machte seine liebste Beschäftigung aus. Viel streifte er in der Gegend umher, in grauem Rock, mit einem mächtigen Knüttel, als gälte es, sein Leben zu vertheidigen. Mit den Wenigsten redete er, verkehrte freundlicher mit Keinem und lebte still und starr vor sich hin. Für ihn war die

Ankunft des jungen Friedrich eine wahre Erquickung. Wie sehr auch Jahre, Stand und Bildung beide Männer von einander schieden, ein gemeinsamer Haß einigte sie. Dabei hatten sie merkwürdig genug ihre Rollen getauscht; die des Besänftigers fiel dem jungen Friedrich zu. Rupert hatte seinen Ingrimm so lange in sich verschlossen, daß er nun, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit in einer schrecklichen That auszubrechen drohte. Von fern her war dieser Stupp gekommen, um ihn von Haus und Hof zu vertreiben; so faßte er die Sache auf; ein durch den Schweiß und die Ausnutzung seiner Arbeiter reich gewordener Glückspilz, ein Gottesläugner und Feind des Königs. Man würde kein großes Unrecht thun, meinte er öfters zu Friedrich, wenn man dem das Schloß über dem Kopf ansteckte, lieber möchte es ein Trümmerhaufe, d'rin Krähen und Dohlen nisten, als eine Wohnung für die Stupp's sein. Friedrich mußte den alten Mann fort und fort zur Ruhe mahnen, ihm vorhalten, daß jede Gewaltsamkeit zuletzt doch nur auf sein eigenes Haupt zurückfallen würde, daß die Stupp's in gerechtem, unantastbaren Besitz wären. „Da sei solch' Recht zu den Teufeln in die Hölle verflucht!" sagte der Alte darauf. Was Friedrich im Gebiete des Staatsrechts theoretisch behauptete, daß die Macht besser und würdiger ist, als

alles Recht, wollte Rupert einmal praktisch gegen Erich Stupp beweisen.

Auf den Steinen saßen die beiden Männer noch eine längere Frist, wortlos, in den Thalgrund hinabblickend. „Wie geht es der gnädigen Frau Mutter?“ begann Rupert zuerst, „als ich im Hause vorsprach, traf ich sie nicht.“ — „Ihr geht es gut, sie ist eine sanfte und nachgiebige Frau.“ — „Gott erhalte sie Ihnen, Junker.“ — „Sie war heute in der Frühe schon an dem Waldsaum, ein Haus ist dort in der Nacht abgebrannt und die Leute sind hülflos, sie sollen Alles verloren haben.“ — „Die gnädige Frau war immer ein Schutzengel der Armen.“ — „Hast Du das Feuer nicht gesehen?“ — „Ob ich es gesehen! Ich war gleich aus meinem Garten hinaus und einer der ersten am Orte. Da war nichts mehr zu retten; das Nest liegt auf einer steilen Höhe und rings umher fehlt es an Wasser.“ — „Es sollen gute Leute sein, die das Unglück betroffen hat.“ — „Der Mann arbeitet im nahen Steinbruch, der auch dem Stupp gehört, der mag für ihn sorgen.“ — „Und die Frau, erzählte mir die Mutter, hätte uns im Schlosse gedient.“ — „Die Gertrud? Ja! Das ist eine verwickelte Geschichte.“

Damit versank er in sein früheres Stillschweigen und Friedrich hatte nicht die geringste Lust, diese ver-

wickelte Geschichte aus Rupert's Munde zu erfahren. Ihm entlockten die Geschicke der Andern keine Theilnahme; er konnte die Armuth unterstützen, aber ihre Klagen anzuhören, war er zu hochmüthig. Noch blieb er, den Kopf auf den Arm gestützt, auf dem Steine sitzen. Die Sonne stand ihnen im Rücken und die Gründe zu ihren Füßen füllten sich mit tieferen Schatten.

„Willst Du mich begleiten? Ich gehe zum Walde und zum Fluß hinab", wandte er sich an Rupert.

„Wenn es dem Junker recht ist; ich könnte dabei nach meiner Tochter sehen."

„Warst Du so lange nicht in der Sonne?"

„Rose's Mann gefällt mir nicht mehr; schwatzt fortwährend von der schlechten Regierung und daß er nach Amerika auswandern müßte, wenn's nicht bald besser im Lande würde. Was hat solch' ein Gelbschnabel sich um das Land zu kümmern? Aber die neumodische Weise greift um sich; in den fünf Jahren, daß unser seliger Herr im Grabe liegt, ist viel Wasser in den Rhein geflossen und viel Unkraut gesäet worden."

Die letzten Worte verschluckte er halb, auch hörte sie Friedrich nicht; denn er war schon aufgestanden und schritt den gewundenen Pfad von der Höhe nieder, in respectvoller Entfernung folgte ihm der Alte, der trotz

des längst gelösten Verhältnisses sich noch immer als der Diener des jungen Herrn von Dillburg betrachtete.

Auf dieser Seite des Berges trat der kahle Fels hervor, nur an wenigen Stellen war er mit Erde bedeckt und spärlich übergrünt. Die Bäume, die ehemals hier gestanden, waren niedergeschlagen, neue Anpflanzungen nicht geschehen. Aus der Tiefe grüßten dagegen die hohen Wipfel, das schillernde Band des Flusses. Rasch auf den Füßen, wie sie es waren, hatten die Männer nach einem kurzen, angestrengten Gange das Thal erreicht.

„Was giebt's dort drüben?" deutete Friedrich nach der andern Seite und blieb stehen. „Was wollen die Menschen dort?"

„Da stand gestern noch die Hütte Bernhard's, die Leute sind wohl hinübergegangen, um sich die Brandstätte anzuschauen und sich allerlei in die Ohren zu zischeln."

„Im Ernst, Rupert, Du führst die wunderlichsten Reden. Ist da etwas gegen die Gerechtigkeit geschehen?"

„Kann wohl sein! Das Recht wird ja überall gebeugt." — „Die Hütte ist angesteckt worden?" — „Ich sage nicht: nein!" — „Aber von wem?" In Friedrich erwachte jener „criminalistische" Zug junger Rechtsgelehrten, die in einer verwickelten Frage, in der Auf-

klärung eines geheimnißvollen Vorgangs ihren Scharfsinn üben wollen. Was er nun von dem Alten auf ihrem Gange zur Brandstätte erfuhr, befriedigte seine Neugierde in keiner Weise. Bernhard und Gertrud waren seit zwei Jahren verheirathet und ihre Ehe hatte bisher für eine der glücklichsten gegolten. Schätze hatten sie nicht, aber gesunde Arme und frische Herzen. Es ging ihnen knapp, doch war die eigentliche Noth ihnen fern geblieben. Erich Stupp bezahlte seine Arbeiter im Steinbruch ausreichend, durch Fleiß und Geschicklichkeit hatte sich Bernhard zu einer höheren Stellung aufgeschwungen. Das war vor etwa sieben Wochen geschehen und damit, nach Rupert's Ansicht, das Unglück über Bernhard gekommen. Seine Ehe erlitt eine gefährliche Störung. Auf dem Schlosse weilte ein Neffe Erich Stupp's, Waldemar, ein junger Mann, aus London, wo er die Handlung gelernt, zurückgekehrt; Rupert schilderte ihn in den schwärzesten Farben, als einen geldstolzen, sittenlosen und boshaften Menschen; der sollte der schönen Gertrud nachgestellt und ihre Liebe gewonnen haben. Darüber hätte sich Bernhard der Faulheit, dem Müßiggang und dem Trunk ergeben.. „Und doch nicht in der jüngst vergangenen Nacht sein Haus angesteckt?“ unterbrach Friedrich den Erzähler. — „Muß er es denn just gewesen sein?“ erwiederte Rupert mit listigem Blick. —

„Du willst doch nicht sagen, daß Herr Waldemar Stupp ein Mordbrenner sei? Welche Flausen stecken in Deinem Kopf, Alter!“ — „Wer kann wissen“, .. weiter ent- entgegnete Rupert nichts auf das ungläubige Lachen Friedrich's.

Indessen hatten sie sich dem Schauplatz des Unglücks genähert. Unten, am Fuß des Hügels, auf dem das Haus gelegen, wogte die Volksmenge auf und ab, im eifrigsten Gespräch, in Reden für und wider. Es war an einem Sonnabend, die Arbeiter hatten eine Stunde früher als an den andern Tagen der Woche im Steinbruch und in den Eisenfabriken umher zu arbeiten aufgehört. Aus dem Flecken waren neugierig Männer und Frauen hinausgegangen; etwas mußte doch an den Erzählungen Rupert's wahr sein, Friedrich hätte sich sonst nicht die allgemeine Theilnahme erklären können, die das Ereigniß in allen Schichten des Volkes zu erregen schien. Frau Gertrud, hieß es, halte sich in der Hütte einer armen Frau auf, einer Verwandten von ihr, man zeigte Friedrich jenseits eines kleinen Bachs, der hier aus den Bergen kommend vorüberfloß, das Häuschen, dorthin habe sie sich mit ihrem Kinde beim Ausbruch des Feuers gerettet, im bloßen Hemde sei sie aus dem Fenster gesprungen, so nahe sei es ihr an das Leben gegangen. „Und wo ist der Mann?“ fragte

Friedrich. Darauf gab man ihm keine Antwort, man zuckte die Schultern, man sah ihn mißtrauisch von der Seite an. Einige flüsterten mit einander: „Es ist Dillburg's Sohn!“ — „Er soll noch schlimmer sein, als der Alte.“ — „Sie trauen uns Arbeitern da oben nicht.“ — „Ueberall haben sie ihre Spione.“ Weder Friedrich noch Rupert beachteten solche Worte, in denen sich das Mißtrauen der Menge gegen den Sohn des verhaßten Präsidenten und ihre Besorgniß, mit der Justiz in Berührung zu kommen, aussprach. Eine rohe Holzbrücke führte über den Bach zu dem Hause hin, darin Gertrud ein Obdach gefunden. Einmal in die abenteuerliche Geschichte hineingerathen, wollte Friedrich ihren Verlauf verfolgen und eben über die Brücke schreiten, als er einen Weinschenk aus dem Flecken traf. Der war, schon seines Gewerbes wegen, mittheilsamerer Natur; er kam von der unglücklichen Frau und mußte seine ganze Wissenschaft so schnell als möglich an den Mann bringen. Seit dem Morgen sei der Bernhard fort, Niemand könne sagen, wohin; die Landgensdarmen seien ihm nachgeschickt, denn dringender Verdacht läge vor, er selbst habe das Feuer angelegt, drinnen sitze nun die arme, verlassene Frau, verstört, verwirrt, abwechselnd herze sie ihr Kind und zerraufe sich die Haare, es sei ein klägliches Schauspiel.

„Und Sie glauben an Bernhard's Schuld?"

„Bewahre! Ich habe nicht ja, nicht nein gesagt, Herr von Dillburg. In der letzten Zeit soll es mit ihm nicht ganz richtig gewesen sein — eifersüchtige Grillen, viel Gezänk. Aber man muß nicht Alles an die große Glocke hängen und das Schlimmste für das Wahrscheinlichste halten. Manche Leute" — und hier traf sein Blick Rupert — „manche Leute hören das Gras wachsen und verläumden die ehrenwerthesten Männer. Man haßt den braven Herrn Stupp, man hetzt die Arbeiter gegen ihn auf, man" ...

„Was soll mir das Alles?" entgegnete Friedrich in kühlster Ablehnung. „Ich kenne Herrn Stupp nicht und seine Verhältnisse gehen mich nichts an."

„Mich ebenso wenig, allein ich kann die Unruhstifter nicht leiden" — und wieder blickte er mit eigenem Augenblinzeln Rupert an, der kaltblütig seinen grauen, militairisch geschnittenen Schnurrbart drehte und sich an dem Eifer des Weinwirths ergötzte. „Und wenn Sie Herrn Stupp nicht kennen, so mögen Sie jetzt die Bekanntschaft seiner Tochter machen: da kommt Fräulein Thekla Stupp."

Drüben auf der Schwelle der Hütte erschien eine schlanke Mädchengestalt; sie drückte einer alten Frau die Hand, winkte ihr zurück zu bleiben und näherte sich

der Brücke. Eine peinliche Verlegenheit bemächtigte sich Friedrich's. Was sollte er thun? Bleiben wie Gehen war gleich bedenklich; er und Thekla waren Nachbarskinder. Trotz der Feindschaft ihrer Väter war nicht jeder Verkehr zwischen ihnen unterblieben. Zuweilen waren sogar Pausen in dieser Feindschaft eingetreten, wo die Väter eine Annäherung ihrer Kinder nicht ungern sahen: so noch kurz vor dem Bankerott Dillburg's, als die Stadt dem Fürsten ein prächtiges Fest gegeben und Thekla und Friedrich zusammen in einem lebenden Bilde gestanden. Das Alles fiel jetzt Friedrich schwer auf das Herz. Offenbar hatte sie ihn schon vom andern Ufer her erkannt; wenn er sich entfernte, ohne sie zu erwarten, mußte sie ihn nicht der Unhöflichkeit zeihen? Und wenn er blieb, konnte er sie begrüßen, mit ihr reden? Schneller als seine Ueberlegung zu einem Entschlusse reifte, war Thekla indeß über die Brücke gekommen; mehr unwillkürlich als absichtlich griff er nach seinem Hut. Ihm war es, als dankte sie mit besonderer Freundlichkeit, als weilten ihre Augen länger, mit bewegterem Ausdruck auf ihm . . „Herr von Dillburg“; so sprechend näherte sie sich ihm, streckte ihm halb, wie zum Willkommen, die Hand entgegen, zog sie aber schüchtern wieder zurück, da er keine Bewegung machte, die dargebotene zu ergreifen. „Mein Fräulein!“ Nun erst,

aus seiner Verlegenheit, schien auch ihr eine Ahnung des Bedenklichen und Peinlichen bei diesem Zusammentreffen aufzudämmern. Aber sie glaubte doch auch wieder schon zu weit gegangen zu sein, um ohne Aufsehen zurücktreten zu können, und begann mit leise zitternder Stimme ein Gespräch, anknüpfend an das Unglück, das sie hergeführt. Friedrich antwortete einsilbig; inzwischen war auch ihr Wagen, der wegen der Menge beiseit gefahren, herangekommen; sie stieg ein und grüßte noch einmal den jungen Mann. So dicht hatten sich die Menschen zusammengedrängt, daß der Kutscher nur langsam fahren konnte und Friedrich, der nicht von seinem Platze gewichen war, noch lange den flatternden Schleier ihres Huts im Auge behielt. Als der Wagen den Wald erreichte, begegnete ihm ein Reiter auf einem lichtbraunen Pferde, er wechselte einige Worte mit dem Fräulein und ritt dann nebenher in den Wald hinein.

Bei dem Anblick des Reiters hatte Friedrich eine jener unerklärlichen Empfindungen des Unbehagens und Widerwillens gefühlt, die für unser künftiges Verhältniß zu dem entscheidend sind, dessen Erscheinung sie in uns erregte. Der Zufall gefällt sich darin, unsere scheinbar grundlose Abneigung durch Thatsachen zu bestärken, uns in Zwistigkeiten mit dem Gegner zu verwickeln. In diesem Vorgefühl blickte sich Friedrich nach Rupert um, von

ihm den Namen des Reiters zu erfahren oder nur eine Bestätigung seiner Vermuthung, daß es Waldemar Stupp wäre. Allein der Alte hatte sich im Gedränge verloren; einsam machte sich Friedrich Bahn durch die Volksmassen. Einzelne hatten wie er dem Wagen des Fräuleins nachgeblickt und den Reiter bemerkt, böse Worte und Verwünschungen sandten sie ihm nach. Es war denn wirklich Waldemar Stupp, der einzige Neffe des reichen Kaufherrn, und auch Rupert's Meinung, daß er sich um die schöne Gertrud beworben, fand hier und dort in der Menge einen Verfechter. „Und diesen Laffen soll das gute Fräulein heirathen", sagte einer, „es ist Jammerschade." — „Der alte Stupp wird doch nicht ein solcher Narr sein?" — „Sie sind so gut wie verlobt." — „Daß sich die Heiligen des armen Mädchens erbarmen!" — „Geht doch mit den Heiligen! Dem Alten müßten die Augen über den sauberen Neffen aufgeknöpft werden." Nur obenhin hörte Friedrich alle diese Reden, zu erfüllt, zu beschäftigt war seine Seele von dem Wiedersehen Thekla's. An glücklichere Zeiten erinnerte ihn das Mädchen, wo er den Druck seines Daseins noch nicht gefühlt, der Glanz der Dillburgs nicht erloschen war. Wie hatte auf dem letzten Feste, das sie zusammen erlebt, der Fürst seinen Vater ausgezeichnet, wie war er beneidet worden! Damals hätte

es sich die bürgerliche Thekla Stupp beinahe als eine Ehre anrechnen müssen, daß er, der junge Cavalier, nicht von ihrer Seite gewichen, daß ein Strahl der Majestät auch sie getroffen. Friedrich that sich mit solchen Gedanken selbst unrecht, sie entsprangen aus seiner Verbitterung und seiner Lage. Im Glück, in der Freude des Festes war er viel zu jung und harmlos gewesen, um seinem Adel ein sonderliches Gewicht beizulegen und seine Empfindungen für seine schöne Tänzerin und Tischgenossin grüblerisch zu untersuchen. Da war sie die kleine, hübsche Thekla, mit der er so oft, obwohl es der Vater nicht gern sah, auf dem Schulwege geredet, mit der er denselben Tanzunterricht genossen. Denn merkwürdiger Weise machen die Tanzlehrer keinen Unterschied zwischen den Kindern des Adels und denen des Bürgerstandes, zwischen Weißen und Rothen — eine Verachtung aller Grundsätze der Ordnung und Sittlichkeit, über die Friedrich heute entrüstet war.

Es war kein Wunder, wenn er, in solche Grübeleien verstrickt, nicht mehr an das Wirthshaus dachte, das er mit Rupert hatte aufsuchen wollen, und statt den geraden Weg zu ihm einzuschlagen, sich tiefer in den Wald verlor. Der Wald war ein altes Besitzthum seines Hauses gewesen, aber die eine Hälfte hatte man schon zur Zeit

der französischen Revolution an die Gemeinde des Fleckens verkauft, die andere in der Nähe des Schlosses Erich Stupp erstanden. Eine große Lichtung, die sich bis zu dem Flusse ausdehnte, trennte beide Theile, Friedrich aber achtete der Grenze nicht und befand sich, ehe er es ahnte, auf dem Grund und Boden derer, die er sich nun einmal gewöhnt hatte als seine Feinde zu betrachten. Sanft stieg der Steg, den er verfolgte, an, bog darauf seitwärts in eine breite stattliche Buchenallee ein und lief auf dem Rücken des Hügels entlang. Wie im Traum wandelte Friedrich und schrak zusammen, als er das Schloß vor sich liegen sah. Für ihn war es wirklich wie aus dem Boden gewachsen. Der Urgroßvater hatte es Monplaisir genannt und der Name war seitdem in der Familie geblieben, während die Umwohner fortfuhren von Schloß Dillburg zu reden. Auch der neue Besitzer hatte darin nichts geändert. Dennoch hatte das Gebäude selbst durch ihn eine große Umwandlung erfahren. Das Verfallene und Verkommene war verschwunden. Alles prangte in neuem Glanze. Einen Eckthurm, der die Façade entstellte, hatte der Kaufherr abbrechen lassen und dem Ganzen einen gleichmäßigeren Charakter — dem der französischen Schlösser des Renaissancestils nicht unähnlich — gegeben. In der Front des Stockwerks, das er aufgesetzt, waren je

zwischen zwei Fenstern Nischen angebracht und mit Statuen, Gestalten der griechischen Mythologie, geschmückt. Musicirende Engel zierten in Hautreliefs die Fensterwölbungen. Staunend und unwillig betrachtete Friedrich das Gebäude: das alte Haus war nicht wieder zu erkennen; Barbarei schalt er in seinem Herzen die Aenderungen, die man vorgenommen. Jeder Schmuck des Alterthümlichen und Romantischen fehlte, eine gewisse Nüchternheit war trotz der steinernen Arabesken, Reliefs und Figuren darüber gebreitet. Die drei Linden vor dem Portal, Friedrich's Freude, hatte Stupp niedergeschlagen und so eine weite Aussicht auf den Fluß und die Fahrstraße hin gewonnen; von einem Balkon des zweiten Stockwerks mußte man jetzt sogar die grünen Fluthen des Rheins gewahren. Der schärfste Pfeil des Schmerzes aber war Friedrich noch vorbehalten. Auf dem Platz vor dem Schlosse sah er mehrere Arbeiter, sie schienen eben erst ihr Geschäft beendigt zu haben; was sie vollführt, darüber blieb er nicht lange im Zweifel. Ueber dem freistehenden Portal, wo sonst von zwei Greifen gehalten das Wappenschild seines Hauses geprangt, hatten sie ein neues Bildwerk aufgestellt: wider seinen Willen schaute er zu ihm hinauf, es war eine Gruppe in Erz: ein St. Georg, der den Drachen niederstößt; für die Höhe des Thores etwas

zu klein gerathen, machte das Werk, näher betrachtet, doch keinen ungefälligen Eindruck. Die Formen waren richtig, die Bewegung lebendig und schwungvoll. Darunter stand in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Dem Rechte Schutz, dem Unrecht Trutz.“ Ein anderer, als Friedrich, würde bei diesem Anblick ein herzliches Gelächter nicht unterdrückt haben: ein reicher Kaufmann und Fabrikant, der seine Villa gleichsam dem heiligen Georg widmet und sie, wenigstens der Inschrift nach, zu einer „Herberge der Gerechtigkeit“ macht, fällt vielleicht ohne es zu wissen aus seiner Rolle und wird ein Gegenstand des Humors. Zu solchen Betrachtungen war Friedrich zu ernsthaft und schwermüthig, er hatte nur Sinn und Schmerz dafür, daß man sein Wappen von der Stelle entfernt, auf der es Jahrhunderte geprunkt; wie ausgelöscht von der Tafel der Lebendigen kam ihm sein Name vor. Zornig drückte er den Hut in die Stirne und wandte sich um, nach dem Weg, den er gegangen, zurück; an den lachenden und jubelnden Arbeitern mochte er nicht vorübereilen, wie leicht könnte ihn einer erkennen! Da hörte er eine Stimme hinter sich rufen: „Herr von Dillburg“ .. und ein kleiner, wohlbeleibter Mann, mit spärlichem grauen Haar an den Schläfen und klug blitzenden Augen, die seine Jahre Lügen straften, trat ihm entgegen, den Strohhut in der

Hand. „Herr von Dillburg“ .. Röthe und Blässe wechselten in Friedrich's Angesicht: der ihn so begrüßte, war Erich Stupp, und in seiner raschen und liebenswürdigen Lebendigkeit, ließ er den jungen Mann gar nicht zur Sammlung kommen: „Meine Tochter hat mir so eben von Ihrem Hiersein erzählt, daß sie sich einander schon begrüßt; seien Sie auch mir freundlich willkommen, Herr von Dillburg! Ja, der Rhein, der Rhein! Wer an seinen Ufern geboren ist, den zieht's immer wieder dahin zurück. Wie wird sich Ihre Frau Mutter freuen, Sie einmal wieder zu haben.“

Gern hätte Friedrich den alten Herrn wie einen Lästigen von sich abgeschüttelt oder wäre ihm rauh und heftig begegnet, allein die aristokratischen Formen, in denen er erzogen, erlaubten einen solchen Verstoß gegen die Sitte nicht. Der letzte Vorzug des Edelmanns gegenüber dem Bürgerlichen bleibt die Feinheit und das Rücksichtsvolle seines Benehmens. „Meinen Dank für Ihre herzliche Begrüßung, Herr Stupp“, entgegnete er darum nur mit ablehnender Kälte. „Ich hätte eher einen Verweis verdient, daß ich ohne Erlaubniß den Fuß auf Ihren Boden gesetzt.“

„In der That? Da möchte ich Ihnen eine Strafe auferlegen. Was halten Sie von meinem St. Georg? Er steht erst seit drei Stunden und es hat den wackern

Leuten dort Mühe genug gekostet, ihn zum Stehen zu bringen."

„Ich bin kein Kunstkenner."

„Oho, hatten Sie nicht bei dem Königsfeste die schönsten Bilder erfunden?"

„Für den König, nicht für die Freiheit."

„Hm!" Herr Erich Stupp schob seine Hände in die weiten Taschen seines Sommerrockes, kniff seine hellgrauen Augen ein wenig zusammen, öffnete sie dann und schaute Friedrich mit durchdringendem Blicke an. „Noch immer der alten Meinung?"

„Ich hoffe, Herr Stupp wird von meiner Wahrhaftigkeit und Unerschütterlichkeit gerade so überzeugt sein, wie ich von der seinigen."

„Ich bin's. Aber wir Alten hoffen und wünschen stets, die Erfahrungen des Lebens würden die Jungen allmählig zu unsern Ansichten bekehren."

„Mit noch größerem Rechte könnten wir Jungen erwarten, daß uns das Alter in der Heilighaltung des Königthums und der staatlichen Ordnung ein Beispiel gäbe."

„Das erwarten Sie von mir nicht, Herr von Dillburg", lachte gutmüthig Herr Erich Stupp. „Der Drache, den mein St. Georg niederstößt, ist das Unrecht, die Gewaltthat und die Tyrannei. Ich liebe die

Könige nicht und habe keine Ursache, sie zu lieben. Den Adel knüpft zum Theil ein persönliches Band an den Fürsten, er hat mit dem Monarchen ein sehr natürliches Interesse an der Aufrechthaltung des gegenwärtigen Zustandes" . .

„Sie etwa nicht?" fragte Friedrich bitter.

„Nicht das geringste. Ich hatte Glück und hab' redlich gearbeitet. Warum sollt' ich mit Fleiß und Glück in Amerika nicht dasselbe erworben haben, wie hier? Gewiß hätte ich dort nicht so viel Strafgelder zu bezahlen brauchen, wie im Vaterlande."

Ein politisches Gespräch übte eine eigene Anziehungskraft auf Friedrich aus. Dabei lag in dem Wesen des Alten ein Etwas, das man achten mußte, dem man nicht gram werden konnte. Auch wollte sich Friedrich nur in seinem Trotz nicht gestehen, daß die Freundlichkeit der Tochter und des Vaters ihn wohlthuend berühre, heimlich empfand er doch die Wirkung. „Warum verlassen nicht Alle, die wie Sie denken, das Land?" entgegnete er auf Stupp's letzte Aeußerung.

„Da wären Sie freilich der Unruhstifter los, allein wir haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß die Mehrzahl einmal unsere Ansichten theilen und — was noch besser ist — auch die Macht haben wird, sie zu verwirklichen."

„Niemals!“

„Kommt Zeit, kommt auch Rath und That. Ja, Herr von Dillburg, wenn der Gedanke der politischen Freiheit so kurzlebig wäre, wie Sie oder ich, dann könnte unsere Sache als eine verlorene erscheinen. Aber Sie sehen wohl die Könige sterben, doch die Freiheit und die Revolution nicht.“

„Giebt Gewalt Recht? Wollen Sie mit der Guillotine eine neue Weltordnung schaffen?“

Herr Erich Stupp zuckte die Schultern. „Nicht wahr, ich bin kein Robespierre? Indeß erschrecken Sie mich mit der Guillotine nicht. Bis Sie selbst kein anderes Mittel erfunden haben, Ihre Gegner zu bändigen und zu bekehren, als Ketten, Pulver und Blei, behalten wir die Maschine als Vogelscheuche.“

„Sie hegen den Wahn des dritten Standes, man könne die Revolution in der Mitte ihres Laufes durch ein Zauberwort festbannen. Umsonst, diese wilden Rosse sind nicht zum Stillstand zu bringen. Haben Sie ihnen einmal die Zügel schießen lassen, rasen sie unaufhaltsam bis zum Ende der Welt. Man fragt nach der Ursache, die Napoleon trieb, beständig Krieg zu führen. Bald klagt man seinen Ehrgeiz an, bald schiebt man seiner Leibesbeschaffenheit die Schuld zu. Ich glaube, er fand in dem Kriege das einzige Mittel, sich der entfesselten

Massen zu entledigen. Er konnte nur Herr in Frankreich bleiben, indem er die Unruhigsten auf den Schlachtfeldern sterben ließ. Jetzt hat der Drang nach Besitz und Reichthum kriegerische Gelüste aus dem Volke verbannt, mit Siegen und Eroberungen wird man die hungernde Menge nicht mehr abspeisen. Wenn Sie mit ihr den Thron umstürzen — angenommen, Sie könnten und wollten es — wird der nächste Angriff der Revolution nicht dem Eigenthum gelten?“

„Damit hat Ihr seliger Herr Vater mich nach dem tollen Jahre eingeschüchtert“, meinte Herr Stupp, „seitdem bin ich klüger geworden. Der Umsturz der Gesellschaft: es klingt fürchterlicher, als es in der Wirklichkeit sein wird. Der Eine prophezeit das Chaos, der Andere das goldene Zeitalter, nach der Vernichtung der despotischen Willkür, unter der wir, trotz der Verfassung und ihrem Firlefanz, leben. Warten wir es ab, lieber Herr von Dillburg, zur Vollkommenheit wird dem neuen Zustande noch Vieles fehlen, aber besser als der alte ist er gewiß. Ich war zweimal, auf Geschäftsreisen, drüben in Amerika: eine Weise des Lebens ist dort, die mir nicht zusagt, indeß von europäischen Vorurtheilen wird man von der gesunden Luft im Nu geheilt. Jeder treibt, redet und handelt, was und wie er will, Alles hat einen großartigen Charakter, bei allem Humbug,

Schwung und Glanz. Die Maschine geht ohne König und sogar ohne die nothwendigen republikanischen Tugenden, Ehrlichkeit und Enthaltsamkeit, die Bestechung soll an der Tagesordnung sein. Meinetwegen; weder in Monarchien noch in Republiken werden die Menschen zu Engeln; ein unverlöschliches Gepräge aber haben diese amerikanischen Dinge: die Freiheit. Man steht auf freiem Boden ... ja, wir plaudern da, wie Till Eulenspiegel und Don Quijote unter freiem Himmel und ich bin so unartig gewesen, Sie noch nicht einmal zu bitten, bei mir einzutreten. Vergebung, wenn ich im Eifer bin — und nicht jeden Tag finde ich einen solchen Gegner wie Sie, Herr von Dillburg."

„Zu viel Ehre", verbeugte sich Friedrich. „Ich bedauere, Ihre Einladung nicht annehmen zu können, Herr Stupp."

„Haben Sie es so eilig?" Der alte Herr schien gar nicht zu bemerken, wie peinlich sein Drängen dem Andern fiel.

„Ein Versprechen" —

„Dann sind Sie entschuldigt, doch nur für heute! Sie schlagen, hoffe ich, eine förmlichere Einladung nicht aus, Sie müssen mir noch Rede stehen, bis auf den letzten Mann."

„Ich werde Sie nicht überzeugen", antwortete Friedrich

mit aufwallendem bittern Gefühl, „auf diesem Gebiete bin ich der Geschlagene.“

Aus seiner ruhigen Gelassenheit fuhr Herr Stupp in die Höhe, er hatte das Gefühl, zu dieser herben Anspielung durch keine Miene und kein Wort Veranlassung gegeben zu haben, und eine harte Erwiederung saß ihm auf der Lippe. Dennoch bezwang er sich und ging schweigend einige Schritte mit Friedrich an der Façade des Schlosses entlang, bis da wo ein Fußsteg sich den Hügel hinabsenkte.

„Guten Abend, Herr von Dillburg!“

„Guten Abend, Herr Stupp.“

Während Friedrich niederwärts ging, kehrte Erich Stupp, die Hände in den Rocktaschen, mit krausem Gesicht zu seinen Arbeitern zurück, welche die Gerüste, Hebel und die andern Geräthschaften zur Aufstellung des St. Georg, fortschafften; „ein unverbesserliches, hochmüthiges Geschlecht, die Dillburg's“, murmelte er zwischen den Zähnen.

Obgleich so viele Gegensätze und Mißverständnisse die beiden Familien trennten, beschäftigte man sich doch im Schlosse wie in dem kleinen Hause angelegentlich in Gedanken mit einander. Friedrich hatte bei seiner Rückkehr der Mutter in kurzen Worten seine Begegnung

mit dem Vater und der Tochter erzählt, Frau Luise darauf die Bescheidenheit und das edle Herz Thekla's gelobt, das in tausend kleinen Zügen sich offenbare; damit schien dieser Gegenstand des Gesprächs erschöpft, aber allein in seinem Gemach hing ihm Friedrich noch lange nach, er stritt noch weiter mit Erich Stupp, er sah noch immer den grünen Schleier Thekla's vor seinen Augen flattern. Lebhafter ging es im Schlosse her; noch im vollen Eifer und Aerger war der alte Herr in den Gartensaal gekommen, wo die Tochter am Klavier saß, ohne doch zu spielen, und die Finger nur zuweilen über die Tasten gleiten ließ und der Neffe, an die offene Glasthür gelehnt, nachdenklich seine Cigarre rauchte; hastig und heftig hatte er seinen Unmuth über den jungen Dillburg hervorgesprudelt, Thekla die Partei des Angegriffenen genommen; von den Personen wandte sich bald die Unterredung auf die Feindschaft zwischen Bürgerthum und Adel, bis Waldemar sich einmischte und das Gespräch wieder zu seinem Ausgangspunkte, auf Friedrich Dillburg, zurückführte. Er äußerte sich in sehr unfreundlicher Weise über ihn, über die Anmaßungen des armen, mittellosen Adels: diese Menschen seien die geborenen Feinde jedes Fortschritts, die Blutsauger des Staats, auch sei er überzeugt, daß bei der nächsten europäischen Revolution diese verarmten Edelleute mit

den Arbeitern und Proletariern, zu denen sie ja gehörten, gemeinschaftliche Sache gegen die Besitzenden machen würden. „Ich kenne Herrn von Dillburg nur obenhin“, fuhr er fort, „zweimal bin ich ihm in diesen Tagen auf meinen Spaziergängen begegnet, beidemal war der alte Rupert bei ihm, einer der gefährlichsten Menschen in der Umgegend.“ — „Der Rupert gefährlich?“ lachte Stupp auf. „Neffe, Du bist ein Narr! Rupert hat den Dillburgs lange treu gedient und sieht uns nicht gern an ihrem Platze.“ — „Das ist es, mein Oheim, der Mensch ist im Stande, noch einmal die Arbeiter gegen uns aufzuhetzen und Herr von Dillburg, glaub' ich, gießt Oel ins Feuer.“ — „Dummes Zeug! Hochmüthig, unfreundlich und überspannt ist Friedrich Dillburg, aber unedel ist er nicht.“

So erreichte das Gespräch sein Ende; aber statt seine Abneigung zu mildern, schürten die Worte seines Oheims den Haß gegen Friedrich in Waldemar's Brust. Waldemar Stupp hatte seinen Vater früh verloren und der Oheim sich seiner angenommen, unter seiner Obhut hatte sich das kleine Vermögen des Neffen beträchtlich vermehrt. Indeß war Waldemar damit nicht zufrieden, all' sein Sinnen und Trachten richtete sich seit Jahren auf den Reichthum des Oheims, auf eine Heirath mit seiner Base Thekla. Nur waren weder der Vater noch

die Tochter geneigt, seine Wünsche zu erfüllen. Waldemar hatte bisher noch nicht jenes „kaufmännische Genie“ gezeigt, das Erich Stupp von ihm erwartet; von seinem mehrjährigen Aufenthalt in Paris und London hatte er überdies ein Auftreten und Benehmen heimgebracht, ein Geckenthum, das dem Oheim durchaus mißfiel. „Ich kann die echten Barone nicht leiden“, sagte er ihm, „die angestrichenen verachte ich.“ Diese Mahnung hatte Waldemar wohl beherzigt, allein der erste, schlimme Eindruck, den er gemacht, war nicht leicht zu verwischen, um so schwerer, da Thekla seine Bewerbungen mit kühler Freundlichkeit ablehnte und ihre Haltung auch die ihres Vaters bestimmte. Dennoch standen die Würfel nicht ungünstig für Waldemar; er lebte unter demselben Dache mit Thekla, er war ein Kind des Hauses. Noch hatte die Gegenwart keines andern Bewerbers seine Ruhe gestört, seine Eifersucht hervorgerufen. So oft er es wollte, begleitete er seine Verwandte, sie hatte ihn niemals zurückgewiesen. Mit ihr zu reden, sie zu unterhalten, das war freilich für ihn eine so schwierige Aufgabe, daß er sich ihr nicht allzuoft unterzog. Ihre „Gelehrsamkeit“ jagte ihm Furcht ein, schon ihr ernster prüfender Blick behagte ihm nicht. Er hatte sich daran gewöhnt, die Frauen für Spielwerke seiner Laune zu betrachten. Entweder in bacchantischer Lustigkeit, mit

aufgelöstem Haar und leichten Gewändern, wildfrohe Dirnen bei dem Gastmahl der Männer, oder beschränkt in ihren Ansichten und ihrem Wirkungskreise, langweilige Matronen: in diese beiden Klassen theilte er das weibliche Geschlecht. Daß er Thekla zu keiner zählen konnte, verdroß ihn. So schön war sie doch nicht, daß sie seine Sinnlichkeit mit unbezwinglicher Gewalt gereizt, im Gegentheil, das, was er ihre Kälte nannte, spiegelte sich auch in ihrer Erscheinung wieder. Ohne sein Abenteuer mit der schönen Gertrud wäre ihm das Landleben mit dem Oheim und der Base unerträglich gefallen; er liebte hohes Spiel, rauschende Gelage: diese Stille und Einförmigkeit rieb ihn auf. Wie erheiternd trat ihm da diese romantische Waldidylle entgegen! Nur hatte sie einen so tragischen Ausgang genommen, der ihn ernstlich zu bekümmern anfing. Wenn dieser Bernhard von der Polizei ergriffen, als Brandstifter vor Gericht gestellt wurde, wenn dann in öffentlicher Gerichtsverhandlung sein eignes Verhältniß zu Gertrud zur Sprache kam: unruhig schritt Waldemar Stupp, trotzdem es schon Mitternacht geschlagen, in seinem Zimmer auf und ab; eine finstere Wolke schwebte herauf, die den glänzenden Stern seines Glücks mit ihrem Dunkel zu verschlingen drohte. In seinen Grübeleien vereinigten sich Bernhard, Rupert und Friedrich zu einem Bunde wider

ihn. War es nur die Angst seines Gewissens oder gab es in Wahrheit ein geheimes Einverständniß zwischen diesen Männern? Er hatte bei seinen Zusammenkünften mit Gertrud seine Vorsichtsmaaßregeln so gut getroffen, daß, wenn nur Gertrud sich selbst treu blieb und schwieg, ein Beweis seines Vergehens gegen ihn gar nicht geführt werden konnte. Aber bei dem empfindlichen Ehrbegriff des alten Stupp genügte schon die öffentliche Anklage, unterstützt von dem Verdacht des Volks, um den Neffen in seiner Meinung zu stürzen: Waldemar hätte jeder Hoffnung auf die Hand seiner Base entsagen müssen. Und wäre der Alte auch durch Bitten und den Schein der Besserung allmählig wieder zu versöhnen gewesen, wie hätte er Thekla gewinnen können? Welche Waffe hätte sie mit dieser einen Thatsache für immer gegen ihn in Händen gehabt? Und weniger als je war Waldemar zu einem Verzicht auf das Vermögen Thekla's geneigt. Er verbrachte eine schlaflose Nacht. Daß die Erde diesen Bernhard verschlucke, rief es oft in seinem Herzen.

Und seltsam war es in der That, daß auch im Verlauf der nächsten Tage Bernhard von seinen Verfolgern nicht aufgefunden wurde. Wald und Fels umher boten keinen Zufluchtsort dar, der den Augen der Häscher hätte entgehen können; die Vermuthung drängte sich denen, die Theil an dem

Schicksal des Unglücklichen nahmen, immer gewisser auf, er habe in seiner Verzweiflung den Tod in den Wellen des Rheins gesucht. Durch alle diese Gerüchte, die sich die Menschen einander zutrugen, erhielt das traurige Ereigniß eine doppelte Bedeutung. Laut und lauter ward auch Waldemar Stupp's Name schon in Verbindung mit dem Geschehenen gebracht. In schroffer Weise sprach sich die Meinung gegen ihn aus. Der alte Herr war am Montag im Steinbruch gewesen, um bei den Arbeitern Erkundigungen über Bernhard einzuziehen. Mit gefurchter Stirn kehrte er zurück; bei Tische antwortete er kaum auf Thekla's dringende Fragen nach seinen Nachrichten, sondern sagte nur: „Ich habe schlimme Dinge gehört", und warf dem Neffen einen langen nichts Gutes verheißenden Blick zu. Waldemar fühlte, daß er seinerseits etwas thun müsse, dem heranschreitenden Verhängniß zu begegnen.

Zum Erstaunen aller Bewohner im Städtchen fuhr indeß in der fünften Stunde der Wagen Erich Stupp's vor das kleine Dillburg'sche Haus. Das war seit dem Tode des Gerichtspräsidenten, als der Kaufherr der Wittwe seinen Condolenzbesuch gemacht, nicht geschehen. Herr Stupp stieg aus und ließ die gnädige Frau um eine Unterredung bitten. Dem Sohn, der ihm entgegen kam, sagte er mit einem Aufblitz seines Humors: „Ich

erwiedere Ihren Besuch vom gestrigen Tage", aber seine Mienen drückten keine sonderliche Munterkeit aus. Die beiden alten Leute mußten sich viel zu sagen haben, die Unterredung währte lange; dennoch verscheuchte sie nicht alle Sorgen und Falten aus dem Gesichte Stupp's. Als er mit Frau Luise aus dem Zimmer trat, wandte er sich an Friedrich: „Ihre Mutter weist mich an Sie mit meiner Bitte. In einer für mich wichtigen Angelegenheit wäre es mir erwünscht, den alten Rupert ohne Zeugen zu sprechen. Wollen Sie mich zu ihm führen und für mich eintreten, da der Brummbär mir wahrscheinlich schweigend den Rücken drehen würde?" Ohne Zögern erklärte sich Friedrich dazu bereit, konnte er als Edelmann eine Bitte abschlagen? Mit wunderlich gemischten Gefühlen nahm er neben dem Kaufherrn im Wagen Platz; wenn es ihm unangenehm war, mit Erich Stupp zusammen gesehen zu werden, schmeichelte es ihm auf der andern Seite, dem reichen Manne einen Dienst zu leisten.

Wortlos fuhren sie durch den Flecken. Erich Stupp schien gedankenvoll seinen Schlachtplan zu ordnen, Friedrich wies dem Kutscher den Weg nach dem Häuschen Rupert's. „Dies ist wenigstens ein unbestreitbares Verdienst des Adels", sagte da unerwartet Herr Stupp, „er hat sich immer treue Diener zu erziehen und zu erhalten gewußt."

„Sollte es dem Bürgerstande schwerer fallen, sich Vertrauen und Anhänglichkeit zu erwerben, zu verdienen?“ — „In diesen Tagen gewiß, die Welt ist so weit, die Veränderungssucht der Menschen so groß. Wer möchte beständig still auf der Scholle sitzen? Das sind Duckmäuser; der muthige Mann macht sich sein Schicksal.“ — „Dann werden zuletzt noch die Diener die Herren werden.“ — „Kann sein! Die Unterordnung und Unterthänigkeit wird sicherlich aufhören, welche die Ritterbürtigen ihren Leibeigenen einzuflößen oder einzubläuen verstanden. Mißverstehen Sie mich nicht, Herr von Dillburg! Ich liebe, ich schätze die Treue, vor Allem, wenn sie so uneigennützig ist, wie die Rupert's, aber ich behaupte, sie entspringt in ihrer ersten Wurzel aus einem Gefühl geringer Selbstachtung. Der Diener blickt zu seinem adeligen Herrn wie zu etwas Höherem, einem Wesen auf, das der Gottheit näher steht, als er selbst.“ — „Auf diesem Gefühl beruht alle Ordnung der Welt.“ — „Die alte“, rief Stupp eifrig, „die alte Ordnung! Die neue soll sich auf Selbstachtung und Gleichberechtigung gründen. Aber da sind wir wohl vor der Höhle des Bären?“

Unter einem Baum am Wege mußte der Wagen halten; nur ein schmaler Fußsteig führte zu dem Hause Rupert's. Schon in einiger Entfernung eilte ihnen die

alte Frau aus dem Garten entgegen, sie mochte die beiden Männer herankommen gesehen haben. Rupert war fortgegangen, sie konnte nicht sagen, wohin. Dem jungen Gerichtsassessor fiel eine gewisse Befangenheit und Unruhe der Frau auf, sie schien es nicht gern zu sehen, daß sie, während sie mit ihr redeten, dem Hause immer näher schritten. Aber vielleicht erschreckte sie die Anwesenheit, das Drängen des Kaufherrn; war ihr doch Rupert's Groll gegen die Familie Stupp kein Geheimniß. Aergerlich drehte Herr Erich Stupp seine silberne Tabaksdose zwischen den Fingern, öffnete den Deckel und klappte ihn wieder, jedes Mal schneller, zu. Auf Rupert's Rückkehr zu warten, war nicht empfehlenswerth. „Haben Sie A gesagt, so sagen Sie B", faßte der Alte seinen Entschluß, „fahren Sie mit mir nach dem Schlosse und laden Sie den alten Landläufer dorthin ein. Mütterchen, wenn der Rupert vor Mitternacht nach Hause kömmt, soll er noch hinauf ins Schloß, der Herr von Dillburg will ihn sprechen, nicht ich. Verstanden? Und wasch' dem Landstreicher gehörig den Kopf. Warum bei allen zehntausend Heiligen sitzt er nicht gemächlich auf der Bank vor seiner Thür, wenn man ihn braucht? Also, Du schickst ihn zu dem jungen Herrn, mach' es dringend." Und ehe nun Friedrich noch Worte gefunden, den Vorschlag abzulehnen, saß er

wieder im Wagen an der Seite Stupp's und rollte die hochgewölbte Buchenallee zu dem Hause seiner Väter entlang.

„Ich wette“, begann Erich Stupp, „mein Benehmen fordert Ihren juristischen Scharfsinn heraus. Was habe ich mit Rupert zu schaffen? Es ist keine Geheimnißkrämerei von mir, daß ich schweige; es handelt sich in diesem besonderen Falle eben nicht um mich allein.“ — „Ganz recht“, entgegnete Friedrich, den seine Gedanken weitab gelenkt und der seinen Begleiter wohl hatte sprechen hören, doch ohne ihn zu verstehen. Dies wunderliche „Ganz recht“ gab dem altem Herrn seinen Humor wieder. „Wahrlich“, rief er, „es ist Zeit, die trocknen Geschäfte zu vergessen. Was kommen soll, werden wir nicht ändern. Es ist schlimm, daß wir die Sünden der Andern mitertragen müssen und oft mehr von ihnen leiden als die Schuldigen, aber das ist der Lauf der Welt.“

Wie ein Träumender betrat Friedrich das Schloß, in dem er geboren war — sein Schloß, das doch Andern gehörte. Die Schamröthe stieg ihm auf die Wangen; mit gesenkten Blicken schritt er durch das Portal, er wagte nicht zu dem St. Georg hinaufzuschauen. War es ritterlich, daß er im Hause seiner Feinde weilte, die Gastfreundschaft derer genoß, die ihm

sein Erbtheil abgekauft? „Was willst Du hier?“ schienen ihn mit ihrem Gesäusel die Bäume des Parks zu fragen. Es war ihm, als müßte jeder Stein aufschreien, den sein Fuß berührte. Wiederholt hatte er umkehren, sich gewaltsam losreißen wollen, aber eine stärkere Macht zog ihn vorwärts. Am Springbrunnen begrüßte ihn Thekla. „Da bring' ich Dir einen Gast mit“, sagte der Vater. Der Vetter, der Friedrich's hin- und herschwankende Stimmung durch seine Erscheinung in Unmuth und Zorn hätte umschlagen lassen, war nirgends zu sehen. So konnten ungestört die Erinnerungen, die Sanftmuth Thekla's wohlthuend auf sein erregtes Gemüth einwirken und seine Unlust in gefällige Harmonie auflösen.

War es doch der Garten seiner Jugend, seiner ersten Spiele und phantastischen Hoffnungen, in dem er mit dem guten, holden Mädchen wandelte. Sonnenbeschienen lag er vor ihm. Die nothwendigen Veränderungen waren geschmackvoll, ohne die ursprüngliche Anlage ganz zu zerstören, ausgeführt worden. Das Verfallene war wieder hergestellt, das Verwilderte geordnet. Den ältesten, im französischen Geschmack angelegten Theil des Gartens hatte der Gärtner in demselben Stil erneut; da war die Muschelgrotte, die seltsame Felswand in Tropfstein-Nachahmung; zwei Marmorstatuen aus der

Roccocozeit, eine Bacchantin und einen Pan kannte Friedrich noch nicht; Herr Erich Stupp hatte sie bei der großen Versteigerung eines fürstlichen Nachlasses auf Bitten seiner Tochter erstanden. Ein hübsches Vogelhaus stand in der Mitte dieses Raums. Darüber hinaus gestaltete sich der Garten zu einem Park; mit breiten Baumgängen wechselten Rasenplätze und Wiesen ab. Von einer Erhöhung des Bodens genoß man einen herrlichen Umblick. Die Gartenseite des Hauses hatte in einer Terrasse, zu der rechts und links steinerne Treppen mit vergoldetem Geländer hinaufführten, einen verschönernden Schmuck erhalten, der dem Gebäude vielleicht auch den letzten Rest des Alterthümlichen geraubt, es aber dafür wohnlicher und reizender gemacht. Prächtige Hortensien blühten um das Schloß. Im Glanz der Nachmittagssonne schimmerte der Wasserstrahl, den ein Triton aus seiner Muschel emporblies. Wie so bekannt und doch so fremd erschien Alles Friedrich. Es waren dieselben Bäume, in deren Schatten er so oft gesessen, aber voller, kräftiger entwickelt. Grüner, sammetweicher breitete sich der Rasen aus. Ueberall machte sich die sorglichste Pflege bemerkbar, jede Nachlässigkeit war verbannt. Mit seiner zauberischen Gewalt hatte der Reichthum die traurigen, der Verfallenheit anheim gegebenen Stätten in ein lachendes, leuchtendes Paradies ver-

wandelt. Und nicht der Reichthum allein; im Gespräch mit Thekla lernte Friedrich bald das tiefe Naturgefühl des jungen Mädchens, ihren feinsinnigen Geschmack und ihr Verständniß landschaftlicher Schönheit kennen, es war für ihn eine süße Gewißheit, daß sie in „seinem Garten" waltete. Bescheiden gestand sie, daß sie zuweilen dem Gärtner ins Handwerk pfusche, daß sie diese Baumgruppe vor der Axt gerettet und jenen Platz habe herstellen lassen. „Ich folge darin den Eingebungen meines Herzens", sagte sie, „was mir einmal lieb und werth geworden, das mag ich nicht ändern lassen. Die Natur hat eine Empfindung für das Harmonische, ihr in freiester und schönster Weise Raum zu schaffen, darauf beruht die ganze Gartenkunst, wie ich glaube. Nicht wir mit unserem Eigensinn, unserer Vorliebe, die Natur muß das erste Wort führen" . . .

Voll mannigfacher Anregung floß ihnen das Gespräch hin. In beiden lag ein Kern des Ernstes, der trotz der scherzhaften Einreden, die Herr Erich Stupp dazwischen warf, wenn sie an seinem Sessel vorübergingen, immer ihre Aufmerksamkeit auf die tieferen Bezüge des Lebens und der Dinge lenkte. Ihre gegenseitige Stellung bot so viele leicht verletzliche Punkte, daß sie am Besten daran thaten, aus der Enge ihrer persönlichen Verhältnisse in ein allgemeines und weiteres Gebiet zu flüchten. Während

die Politik die Menschen trennt, pflegt die Kunst sie inniger zu verbinden. Friedrich und Thekla liebten, wie sich bald im Gespräch herausstellte, die Malerei; wenn sie auf ihren Reisen, nach Paris und Italien, die sie in den letzten Jahren gemacht, mehr Kunstwerke als er gesehen, so ersetzte er diesen Mangel durch eine gründlichere Kenntniß der geschichtlichen Entwickelung der Kunst. In beflügelter Eile entschwanden ihnen die Stunden; Herr Erich Stupp horchte mit halbem Ohr der Unterredung zu und gab zuweilen durch Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen, im Uebrigen hatte er sich in seine Zeitungen und Briefe vertieft. Von Friedrich's Seele war jeder Druck, der ihn beim Eintritt in dies Haus belastet, gewichen, er fühlte sich heimisch, sanft gebunden. Das zarte und anmuthige Benehmen Thekla's, die auch die leiseste Anspielung an die Vergangenheit zu vermeiden wußte, als hätte sie die Reizbarkeit ihres Gastes geahnt, verfehlte ihre Wirkung auf ihn nicht. Im Grunde war er ihr auch nie gram und feindlich gewesen. Was konnte sie für die politischen Meinungen ihres Vaters? Sie hatte an den Kränkungen keinen Antheil, die ihre Familie der seinigen zugefügt. Und waren diese Kränkungen denn so schlimmer, so unverzeihlicher Art? Mußten sie nicht zwischen politischen Gegnern entstehen? Daß ein böses Geschick seinen Vater getroffen, die Feindschaft

verbittert hatte, trug der Kaufherr daran die Schuld? Ist es nicht thöricht, den Einzelnen zu hassen, weil in ihm ein allgemeines Gesetz, das uns niederschlägt, zur Erscheinung kommt? Der Rückgang des Adels vor dem Bürgerthum vollzieht sich unaufhaltsam in jedem Lande Europas, selbst die grundbesitzende Aristokratie Englands muß schrittweise den durch Handel und Fabrikwesen emporsteigenden Mittelklassen den Platz räumen. Zwischen seinem Vater und Erich Stupp hatte dieser allgemeine Kampf eine persönliche Färbung angenommen, weniger aus der Absicht der Beiden, als durch die Nothwendigkeit und den Zwang ihrer Stellung.

Ein Diener, der dem Kaufherrn eine Meldung brachte, unterbrach Friedrich's Gedankengang: der alte Rupert warte vor dem Schlosse und wünsche den Herrn von Dillburg zu sprechen. „Warum hast Du ihn nicht eintreten lassen?" fragte Stupp. — „Er weigerte sich."

Ueber Friedrich's Gesicht lief eine brennende Röthe, der Alte hielt fester an seinen Grundsätzen als er.

Finster zog Rupert seine buschigen Augenbrauen zusammen, als er Friedrich mit Stupp aus dem Portal des Schlosses treten sah. Der alte Herr blieb, an den Thorpfeiler sich lehnend, stehen, während Friedrich auf Rupert zuging; sein Herz klopfte ihm stärker. „Du

kannst uns einen Dienst erweisen", begann er mit stockender Stimme.

„Ihnen, Junker?"

„Mir und noch mehr Herrn Stupp."

„Dem da?" er lachte bitter auf. „Und dazu haben Sie mich hierhergerufen? Muß ich darum das verfluchte Ding da oben ansehen, von wo sie unser Wappenschild herabgerissen?"

„Davon ist nicht die Rede, Rupert. Herr Stupp wünscht eine Gefälligkeit von Dir, er hat die Mutter und mich gebeten, sein Gesuch bei Dir zu unterstützen. Auch seinem Feinde muß man helfen, das ist Christenpflicht."

Rupert schlug mit den Fingern ein Schnippchen, aber die Erwähnung seiner „gnädigen Frau" machte doch einen gewissen Eindruck auf ihn, daß er Friedrich ruhiger anhörte. „Vernimm, was Herr Stupp will, Du kannst Dich immer noch nachher entscheiden, Unehrenhaftes wird er nicht von Dir fordern."

„Als ob ein solcher Geldmensch und Wucherer Ehrgefühl im Leibe hätte! Wüßte, wie es einem alten, ehrlichen Soldaten des Königs zu Muthe ist!"

Den Kaufherrn plagte die Ungeduld, er liebte den raschen, entschlossenen Angriff, nähertretend sagte er: „Lieber Herr von Dillburg, gehen Sie wieder zu meiner

Tochter, die Ihre Abwesenheit schon vermissen wird, wir beiden alten Knaben werden hoffentlich nun allein mit einander fertig."

Rupert's Züge verzogen sich zu einem spöttischen Grinsen, das einem Andern, als Erich Stupp, Bedenken erregt; er aber kniff nur seine Augen ein wenig zusammen, blinzelte und fuhr mit freundlicher Handbewegung gegen den Alten fort: „Wenn es Ihnen nichts verschlägt, reden wir dort unter den Buchen. Hier zieht's und die Diener möchten lange Ohren machen."

„Ist's so geheimnißvoll?"

„Wie man's nimmt, Herr Rupert. Sie waren ein guter Freund von dem armen Bernhard —"

„Herr!"

„Ohne Eifer. Ich weiß seit einigen Stunden Alles, weiß auch um das Abenteuer meines Herrn Neffen . ."

„Ein sauberes Früchtchen, gratulire, Herr Stupp!"

Gelassen nahm der Kaufherr eine Prise, als wollte er sich damit die Grobheit versüßen, die er eben einschlucken mußte. „Das ist nun einmal geschehen, das Unglück ist da" . .

„Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Es gäbe ja gar keine Gerechtigkeit im Lande, wenn dieser

Herr Waldemar Stupp nicht bestraft würde. Das Ding muß vor die Gerichte" . .

„Halt da", sagte Herr Stupp mit starker Stimme. „Vor die Gerichte darf die Sache nicht kommen. Ich will meinen Namen nicht durch den Schmutz eines Criminalprocesses geschleift sehen."

„Oho", höhnte Rupert, „Sie haben Anwandlungen wie der beste Edelmann."

„Das macht der Boden, alter Knabe! Und im Ernst, Sie werden mir helfen, die Sache zu unterdrücken." Rupert wollte mit einer trotzigen Antwort ihn unterbrechen, allein Erich Stupp warf ihm einen so gebieterischen Blick zu — einen Blick, gegen den man nicht mit den Wimpern zucken durfte — daß er verstummte. „Wenn Bernhard fort ist, kann und wird man keinen Proceß anfangen" . .

„Die Polizei hat ihn nicht gefunden, er soll sich ertränkt haben."

„Nichts da! Bernhard lebt, hier in der Gegend, Sie halten ihn verborgen, morgen muß er jenseit der Grenze sein!" Das Alles sprach Stupp, hart auf den Alten zutretend, leise, bedeutsam, mit einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Trotz seines inneren Widerstrebens ward Rupert eingeschüchtert, der höhnische, überlegene Zug verschwand auf eine Weile ganz aus seinem

Gesicht, wie von einem Schlage getroffen, starrte er den Kaufherrn an. „Rede ich deutlich?" fuhr der fort. „In der Nacht bringen Sie ihn über den Fluß, er besteigt die Eisenbahn und ist morgen in Brüssel. Hier ist ein Brief, den er an seine Adresse geben soll; der Mann wird ihn weiter nach Amerika befördern. Er ist nur ein kleiner Schelm, ein armer verrückter Narr, um den wird sich die Polizei nicht die Sohlen wund laufen. Da sind hundert Thaler für den ersten Zug. Für Frau und Kind werde ich sorgen. Wir beide, Herr Rupert, rechnen gelegentlich mit einander ab. Verstanden? Abgemacht!"

Aber Rupert schwieg noch immer, alle seine Vorstellungen hatten einen Umsturz erfahren. Das kurz Angebundene, Feldherrliche in dem Kaufherrn überraschte, schlug ihn nieder. Nach seiner Meinung mußte Erich Stupp ein Kleinigkeitskrämer, ein harter, geiziger Filz gegen die Armen, aufgeblasen und furchtsam zugleich sein. Statt dessen entdeckte er in ihm eine soldatische Weise, die sich Achtung erzwang, wo man sie ihr weigerte. Dieser moralische Zwang indeß schärfte auch wieder seine Abneigung, seinen Haß. Wenn er sich weigerte, auf die Forderung des Kaufherrn einzugehen, versetzte er dessen Ehrgefühl den stärksten Schlag, er hatte den reichen Kaufherrn so in seiner Gewalt und

konnte an ihm seine Racheluſt befriedigen. Vor diesem lebhaftesten Gefühl trat die Sorge für Bernhard in den Hintergrund.

„Es geht nicht, Herr Stupp“, entgegnete er trotzig. „Der Bernhard ist gar nicht bei mir, ich war nie sein Hüter“ . .

„Alterchen, das sagt der Polizei, nicht mir.“

„Und wenn nun der Bernhard nicht über die Grenze und das große Wasser will?“

„Ja, dann wird er im Zuchthaus seine Narrheit bereuen lernen.“

„Und Ihr Herr Neffe?“ grinste Rupert.

Herr Erich Stupp schlug den Deckel seiner Dose zornig zu, seine Geduld war gerissen. „Macht's kurz, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Ich weiß nicht, was Ihr gegen mich oder meinen Neffen vorhabt. Ueberlegt's Euch wohl! Geld und Freiheit sollen besser sein als das Zuchthaus“ . .

„Freilich, aber Euer Name ist schimpfirt, wenn Bernhard bleibt und die saubere Geschichte vor die Geschwornen und in die Zeitungen kommt“ . .

Und wieder hatte sich Rupert in Bezug auf Erich Stupp gründlich verrechnet. Er hatte nicht an das Abbrechen der Unterhandlung gedacht, sondern sie noch eine Weile hinzuziehen gehofft, Bernhard's, sein eige-

ner Vortheil stritten noch mit seiner Begierde, seinem Hasse genugzuthun; da kehrte ihm der Kaufherr stolz und kalt den Rücken und ging, ohne sich umzublicken, nach dem Schlosse zurück. Drohend ballte Rupert die Faust hinter ihm.

Ahnungslos, daß sich draußen ein Sturm zusammengezogen habe, der auch ihr friedliches Beieinandersein bedrohe, saßen Thekla und Friedrich in dem Gartensaal. Ein Diener hatte Erfrischungen gebracht und mit vollendeter Anmuth übte Thekla die Pflichten der Wirthin. Auf den Marmortischen lagen Kupferstiche, Photographien von Landschaften und Kunstwerken in Mappen und Albums umher. Scherzende und sinnige Bemerkungen knüpften sie wechselseitig, darin blätternd, an dieses Bild, an jene Darstellung einer Aussicht, einer mittelalterlichen Ruine.

„Gestehe ich es nur", sagte sie, „daß ich den vielgerühmten Burgtrümmern an unserm Strom nicht sehr zugethan bin. Mir vergegenwärtigen sie eine rauhe, finstere Zeit. Die Sagen und Geschichten, die von ihnen erzählt werden, bringen mir häßliche, entsetzliche Bilder vor die Seele, kämpfende Brüder, blutige Fehden. Man sagt wohl und ich begreife diese Wahrheit, daß jene Tage und Geschlechter nicht nach den Anschauungen der Gegenwart beurtheilt werden können, aber hebt das den wider-

lichen Eindruck auf, den sie mir bereiten? Es ist ein Mangel in meinem Wesen, daß es mir nicht gelingen will, mich mit vollem und ungetheiltem Herzen in die Vergangenheit zu versetzen."

„Sie kehren zu einseitig die Schattenseiten des Mittelalters heraus", bemerkte Friedrich. „Nicht immer wurden ja Kaufleute und Reisende geplündert, wie die dem Adel feindliche Geschichtschreibung es behauptet. Wie man die Gräuel übertrieben hat, die in den Klöstern geschehen sein sollen, so malt man auch die Bilder des Schloßlebens zu schwarz. Statt vom Waffengetöse hallte der Saal von Gesang und Zitherklängen wieder. Nicht jeder Ritter wird sein Gelübde, die Frauen zu ehren und zu schützen, gebrochen haben. Bunter, reicher, vielgestaltiger war damals das Leben" . .

„Enger erscheint es mir. Wem war denn der Blick über die Zinnen seiner Burg, die Mauern seiner Stadt erlaubt? Streng sondern sich die Stände, der Patricier verkehrt nicht mit den Gewerken und diese nicht mit den Arbeitern. Umgränzt, umschlossen ist jeder Weg. Nur die Kirche gestattet Allen gleichen Eintritt, nur in ihr mag der Sohn des Schäfers Bischof, Cardinal und Papst werden. Sonst sind überall Schranken errichtet; der Sohn übernimmt das Handwerk und Geschäft des Vaters. Das erste Recht des Menschen, die Wahl

eines Berufs, ist in kleinlichster und zugleich niederdrückendster Weise verkümmert, ja ausgelöscht. Frei ist im Grunde allein der Straßenräuber und der Bettler. Und diese so malerischen Städte! Eng zusammengedrückt die Gassen, ohne Luft und Licht. Nein, dieser mittelalterlichen Romantik gegenüber rühm' ich die nüchternen Bestrebungen unserer Gegenwart, Allen ein Obdach, Nahrung und Bildung zu verschaffen."

„Wer würde das Gute in diesen Bemühungen verkennen, wer überhaupt die Menschheit auf der Bahn des wahren Fortschritts hemmen wollen? Aber ist es Ihnen selbst, mein Fräulein, möglich, die Augen vor den Gefahren zu verschließen, welche diese Abkehr von den heiligen und sittlichen Mächten der Welt, diese Beförderung des Eigenwillens, dies Trotzen auf eigene Kraft, diese ungebändigten Wünsche allmählig hervorrufen müssen? Nur die Wenigsten sind zum Genuß der Güter des Lebens auserlesen, die Mehrzahl ist zur Arbeit, zur Armuth bestimmt. Dies Naturgesetz, können wir es umstoßen? Früher strebte man dahin, die Armen mit ihrem Loose zu versöhnen, ihre Begierden zu zügeln. Die heutige Weisheit macht sie unzufrieden mit ihrer Lage, ihren Verhältnissen, sie erweckt Hoffnungen, die sie doch niemals zu befriedigen vermag. Nach dem Umsturz der bestehenden Gesellschaft verspricht man

dem Volke goldene Berge. Und was ist die Folge? Nach jeder Revolution ist seine Lage eine schlechtere, als vorher, seine Unzufriedenheit größer."

„Und weil die Entwickelung der Menschheit sich in Schmerzen und Kämpfen vollzieht, weil jede Neuerung, nach dem Wesen des Irdischen, auch neue Uebel herbeiführt, darum sollten wir die Hände in den Schooß legen, nicht daran arbeiten, ein Jeder nach seiner Kraft, um die Hindernisse zu beseitigen, welche vielleicht die größte Schuld an dem Elend des Daseins tragen? Das kann nicht Ihre Meinung sein, Herr von Dillburg!" sagte sie in schöner, sie unbewußt fortreißender Erregung. „Wir sollten die Armen nicht unterstützen, weil die Armuth doch nicht aus der Welt zu schaffen sei, ihre Blicke nicht nach einem menschenwürdigeren Dasein emporrichten, da es nicht Alle erreichen? Ich hege einen anderen, einen tröstlicheren Glauben. Wenn die Vorurtheile geschwunden, welche die Menschen trennen, wenn eine gerechtere Vertheilung Arbeit und Lohn regelt, die Einrichtungen des Staats freier geworden sind, dann wird das Elend auf Erden geringer und das Glück vollkommener sein." Ihre Seele spiegelte sich in ihrem Antlitz wieder, unwillkürlich hatte sie sich erhoben und stand, ihre feine, schmale Hand auf die Tischplatte stützend, eine schlanke biegsame Gestalt; um das längliche, von

einem sanften Rosenschimmer übergossene Gesicht spielte in leichten Locken ihr braunes Haar und ihre Augen strahlten von jenem eigenthümlichen Glanze, den Friedrich auch in denen ihres Vaters bemerkt. Sie erschien ihm in der Aufwallung, in die sie beide das lebhaft geführte Gespräch versetzt hatte, wie die Göttin der Freiheit, nicht in ihrer schrecklichsten, sondern in ihrer lieblichsten und verführerischsten Gestalt. Auch er war von seinem Sessel aufgestanden, nicht als Geschlagener wollte er dies Gemach verlassen.

„Und können Sie von Unrecht und Gewaltthat Glück hoffen?“ sagte er, „Alle gesellschaftlichen Zustände und Einrichtungen sind einer gewissen Verbesserung fähig, Ihr letztes Ziel aber müßte die Schöpfung einer neuen Welt sein. Sie ersehnen eine Vollkommenheit, die unmöglich ist. Immer höher steigt der Alpenwanderer einer Spitze zu, die ihm im Sonnenschein entgegenfunkelt, statt sie zu erreichen, stürzt er in den unermeßlichen Abgrund, der davor liegt.“

„Kühnheit und Kraft überbrücken ihn. Und warum sollte, was heute ein Zwang ist, einem künftigen Geschlechte nicht zum Segen gereichen? Uebten die christlichen Bekehrer keinen Zwang gegen die Heiden aus? Der Staat, in dem wir leben, ist er nicht durch Kriege

und Gewaltthat zusammengeschmiedet worden? Wodurch regieren die Könige, wenn nicht durch die Gewalt?"

„Durch das Gesetz."

„Gesetz? Haben wir uns diese Gesetze gegeben, wurden sie uns nicht aufgezwungen? Kehren sie nicht beständig ihre Spitze gegen den Schwachen?" Sie hielt inne; war sie vielleicht in ihrem Eifer zu weit gegangen und hatte eine Gefühlssaite ihres Gastes verletzt? „Meine Sprache klingt Ihnen fremd, Herr von Dillburg", fuhr sie mit dem Ton der Entschuldigung fort, „Vergebung, wenn ich mich vergaß, Sie sind aber in einem republikanischen Hause."

Das Lächeln, das ihre sanften Züge verklärte, indem sie so sprach, würde über Friedrich's Verstimmung gesiegt haben, wäre nicht in demselben Augenblick Herr Erich Stupp eingetreten.

„Bravo, mein Kind", sagte er, noch ganz in seinem Aerger über Rupert's Weigerung, ihm zu gehorchen; „das ist ein republikanisches Haus; gut bürgerlich, fleckenlos und rein! Und so soll es auch bleiben, mag sich wider uns verschwören, wer will. Ich werde Ordnung schaffen." — Und mit starken Schritten, hart auftretend, ging er im Gemache auf und nieder, Friedrich nicht beachtend.

Eine verlegene, verdrießliche Pause stellte sich ein.

Als er den alten Herrn zornig zurückkommen sah, hatte Friedrich sich erbieten wollen, noch einen Versuch bei dem hartnäckigen Rupert zu wagen: ein dunkles Etwas hielt ihn davon ab. Die Aeußerungen Stupp's, in denen er mit allzu empfindlichem Ohr eine Verdächtigung heraushörte, bestärkten ihn in seiner Kälte und seinem Verdruß. Hinüber und herüber wurden noch einige Worte gewechselt, förmlich nahm Friedrich Abschied und lehnte den Wagen, den ihm der Kaufherr zur Verfügung stellte, mit kühlem Danke ab. „Nun denn, auf Wiedersehen", und er reichte seinem Gaste die Hand, „wir wenigstens hoffen, daß wir Sie nicht zum letzten Male bei uns gesprochen haben." Darauf hatte Friedrich nur eine ausweichende Antwort: die Zeit seines Aufenthalts in der Gegend sei beschränkt... Kaum mochte er in seiner Hast, aus diesem Hause, dessen Boden unter ihm brannte, sich zu entfernen, die Blässe gewahren, die plötzlich Thekla's Wangen bedeckte.

Die Stufen des Gartensaales hinab begleiteten Vater und Tochter ihren Gast... „Wenn Sie es gestatten, gebe ich Ihnen als Nymphe des Gartens das Geleit noch bis zum Thor", sagte Thekla, während der alte Herr zurückging.

Aber wie schwer war es, den zerrissenen Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen, wie schwer, ein neues

anzuknüpfen! Jeder Schritt brachte sie der Stelle näher, wo sie scheiden mußten, mit jedem Schritte verloren sie einen kostbaren Augenblick. „Ihr Eintritt in diesen Garten war fröhlicher, als Ihr Ausgang“, ermannte sich endlich Thekla. „Das ist ein Unglück dieser Tage, daß sie auch den Friedlichsten in eine kriegerische Stimmung treiben. Man beginnt die Unterhaltung von Blumen und Bäumen und wie von einem Strom erfaßt, dem man nicht widerstehen kann, wird man zu den großen Fragen des Lebens, zu leidenschaftlicher Parteinahme hingerissen und das Gespräch, das so melodisch anhub, schließt mit dem schrillen Mißton zersprungener Saiten.“

„Niemand kann diese Störung tiefer empfinden, schwerer sich anklagen, sie hervorgerufen zu haben, als ich. Es ist die Pflicht des Gastes, das Hausrecht, die Ansichten und Gewohnheiten, die darin herrschen, zu ehren. Wie gröblich hab' ich diese Pflicht Ihnen ins Angesicht verletzt!“

„Von dieser Schuld entbinde ich Sie“, erwiederte Thekla lächelnd, „denn die Hälfte derselben ist mein. Wir Stupps haben einen harten Kopf und nach der ersten Probe darf ich annehmen, daß ihnen die Dillburg's nichts nachgeben.“

Friedrich war zu schwerfälligen und ernsthaften Geistes,

um auf den Scherz einzugehen, er freute sich ihrer Heiterkeit, aber er war nicht im Stande sie zu theilen. „Ich bin beglückt, wenn Sie mir nicht zürnen", sagte er, „und den heftigen Ausdruck meiner Meinungen verzeihen. Sie sind zugleich meine heiligste Ueberzeugung und das Erbtheil meines Vaters."

Das junge Mädchen unterdrückte eine Bewegung der Ungeduld, nach ihrer Ansicht hatte der Kopf lange genug geherrscht, um auch dem Herzen endlich sein Recht zu gönnen. „Und wollen Sie so bald wieder aus Ihrer Heimath scheiden? Genügt Ihnen unsere Stille und Einsamkeit nicht mehr?" begann sie.

„Sie sind meinem Wesen willkommener und wahlverwandter als das lärmvolle, unerquickliche Treiben großer Städte. Zum eigentlichen Wohlgefühl des Daseins kömmt man nur in der Stille, in der Entfernung von den Andern. Ich aber bin nicht in der Lage, meinen Neigungen folgen zu können, ich gehorche einem strengen Muß. Es ist eben nicht möglich, daß wir alle in der Sonne leben."

So waren sie bis an die innere Seite des Schloßthors gegangen, sie reichten sich stumm die Hände zum Abschied, fast war die Hoffnung auf ein Wiedersehen in ihnen erloschen.

Als Herr Erich Stupp damals in das Schloß

zurückgekehrt war, lief Rupert eine Weile hin und her im Walde, ohne Absicht, ohne Ziel. Er war mit sich selbst unzufrieden und wollte doch alle Schuld auf den Kaufherrn schieben. Jetzt machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er Stupp's Anerbieten ausgeschlagen, jetzt schwoll sein Herz rachebrütend vor Galle und Zorn. In der nächsten Stunde schon konnte ihn Stupp der Polizei angezeigt haben, er verhaftet sein. Von dem erzürnten Manne hatte er das Schlimmste zu gewärtigen. Und freilich hielt er Bernhard in dem Keller seines Hauses verborgen. Bald nach der schrecklichen That hatte er den Unglücklichen in den Bergen gefunden. Verzweifelnd wollte er die Hand an sich selbst legen. Rupert's Ermahnungen brachten ihn wieder zur Besinnung. Beide beschlossen, Bernhard sollte sich verborgen halten, bis der erste Eifer der Polizei geschwunden, dann würde es ihm leicht sein, über die Grenze zu entkommen. Noch war ihnen Alles nach Wunsch geglückt, Bernhard's Versteck nicht entdeckt worden. Einen solchen Ruf von Gesetzlichkeit und Strenge genoß Rupert in der Umgegend, war als Königsfreund bei den nächsten Behörden so wohlangesehen, daß gegen ihn am letzten der Verdacht sich regen konnte, einen flüchtigen Verbrecher zu beherbergen... Das war dahin, sein Trotz hatte ihn zu Fall gebracht. Sollte er Bernhard noch länger verbergen,

sollte er mit ihm fliehen? Die Sonne ging unter und noch hatte er keinen Entschluß gefaßt. Zur Flucht gehörte Geld, er besaß keins und hatte das ihm von Stupp angebotene zurückgewiesen. Wieder hob er seine Hand und drohte nach dem Schlosse hin. Ein unterdrückter Schrei entfuhr ihm, er fühlte einen Schlag auf der Schulter, Bernhard stand hinter ihm.

„Wo kommst Du her? Was ist geschehen? Sind die Gensdarmen in meinem Hause?“

„Nein, nein! Ich hielt's nicht länger in dem Keller aus, ich mußte ins Freie, zu Weib und Kind.. Rupert, ich muß ihn todtschlagen, ich muß, eher wird's hier nicht ruhig“, und er schlug an seine Brust.

Die Verstörung des Unglücklichen hatte den höchsten Grad erreicht. Ein kundigeres Auge, als es Rupert besaß, würde auf seiner Stirn das Zeichen des nahenden Wahnsinns erkannt haben. Aber die leidenschaftliche Aufregung des Alten verwirrte ihm selbst jede klare Einsicht, instinktmäßig zog er den nicht widerstrebenden Bernhard von dem offenen Pfade in das dunkle Walddickicht. Auf einem umgestürzten Baumstamm hockten sie nieder und redeten leise. Ueber die lange Abwesenheit Rupert's in Unruhe, von der Sehnsucht nach dem ungetreuen und doch immer noch geliebten Weibe ergriffen, hatte sich Bernhard aus seinem Versteck ge-

schlichen, der Gefahr nicht achtend, der er sich aussetzte. Wie ausgestorben war die Gegend, kein Mann, kein Weib in der Nähe. So konnte er am Waldsaum entlang unbemerkt zu Gertrud's Hütte kommen. Drinnen hörte er Stimmen, ein Schluchzen, Klagen und Streiten. Es ist Waldemar Stupp, der mit seinem Weibe redet. Blindwüthig will er hinein: da sieht er jenseit des Baches zwei Gendarmen. Die Angst ist stärker, ungestümer als die Eifersucht, zugleich öffnet sich auch die Thür der Hütte, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, in einen grauen Regenmantel gewickelt, tritt Waldmar aus der Hütte — und Bernhard ergreift die Flucht, in den Wald hinein. Wüst hingen dem Manne die Haare auf die Stirn, seine Augen funkelten blutunterlaufen, bald rang er verzweiflungsvoll, den Namen Gertrud stöhnend, die Hände, bald knirschte er mit den Zähnen. Das Wildthierische und Gefährliche der Menschennatur kämpfte in ihm mit einem Rest verständiger Ueberlegung und sanfterer Gewohnheit. „Laß mich", sagte er aufstehend und suchte sich von Rupert loszuringen, „ich werde diesen Schurken finden, ich werde ihn erwürgen. Keiner soll's hindern, keiner! Mögen sie mich doch nachher aufhängen, dann bin ich todt und Alles ist gut. Ins Zuchthaus käme ich doch, da ist's besser, ich thue erst meinem Grolle gütlich." .. Und so ansteckend war seine Tobsucht,

so verwirrend ihre gemeinsame Gefahr, so überströmend ihr Groll gegen die Stupps, daß auch Ruperts Besinnung von einem Schwindel erfaßt wurde...

Auf weitem Umweg, damit der Zweck seines Ausgangs sich nicht errathen lasse, näherte sich in siegesgewisser Stimmung Waldemar dem Schlosse. Er hatte seine Verabredungen mit Gertrud so gut getroffen, durch Schmeichelkünste, Bestechungen, Liebesbetheuerungen wieder einen so großen Einfluß über sie gewonnen, daß er ihres Schweigens versichert war. Ihr Glaube, daß Bernhard sich das Leben genommen hätte, unterstützte seine Hoffnungen; das Gerede der Uebrigen mußte allmählig verstummen, wenn kein Kläger gegen ihn auftrat, wie die Gebirgsbäche im Sommer verlaufen, aus Mangel an Wasser. Den Mantel, den er nur umgehangen, um nicht so leicht erkannt zu werden, trug er lose über dem Arm, vor sich hin summte er eine Opernarie und entwarf dabei einen Plan seines künftigen Benehmens gegen den Oheim und Thekla. Man muß tugendhaft sein, ein Menschenfreund, philosophirte er bei sich, den wunderlichen Grillen des Alten nachgeben, wie sein St. Georg auf dem Portal gegen den Drachen der Gewalt auftreten.. wenn man reich ist, fallen diese freisinnigen Redensarten ins Gewicht, im Umdrehen der Hand ist man ein berühmter Mann und diese Beredtsamkeit ist so wohlfeil,

diese Freiheit so ungefährlich... Lärmschüsse, die in die Luft verpuffen... Was schiert mich das Volk? Reich sein, das ist's; der Besitzende ist der wahre König der Welt, er gestaltet und genießt das Leben, wie er will. „Horch!“ zischelte im Dickicht, daran er vorüberschritt, Bernhard... „Still!“ flüsterte Rupert noch und suchte ihn festzuhalten, weniger aus dem Schauer vor einer Unthat, als aus einer unbestimmten Angst, sie könne mißlingen, denn sein scharfes Ohr glaubte außer den Tritten Waldemar's noch die eines Anderen zu vernehmen.

Aber Bernhard sprang mit der Wuth und Kraft der Verzweiflung empor, aus dem Gebüsch.. jetzt faßte er den Arglosen, Zusammenschreckenden mit eisernem Griff an der Kehle: „Hab' ich Dich, Bestie!“

Der Hut fiel Waldemar vom Kopfe, er konnte keinen Laut hervorbringen, so fest umschnürten die Finger des Arbeiters seinen Hals, so entsetzlich war seine Bestürzung. Aus ihren Höhlen schienen ihm die Augen zu treten, sein Haar sträubte sich: die schreckliche Wirklichkeit borgte, um ihn ganz niederzuschmettern, noch die Schrecken der phantastischen Welt... Lebte Bernhard, war es ein Gespenst? Besaßen seine Augen noch ihre Sehkraft? Hülfesuchend sendete er seine Blicke umher: aus dem Dickicht grinste das trotzige Gesicht Rupert's

ihm erbarmungslos entgegen, in der Faust dessen, der ihn gepackt, blitzte die Klinge eines Messers . . .

„Schurken, was habt Ihr vor?"

Das klang noch verworren an ihm vorüber, betäubt sank er nieder . .

Der ihn aus der Gewalt seines Gegners gerettet, war Friedrich. Ein Zufall hatte ihn zu der Stelle des Verbrechens geführt. Gerade als Bernhard mit dem Messer ausholte, war er ihm in den Arm gefallen. Dennoch hatte Waldemar eine tiefe Stichwunde in den Hals erhalten, Friedrich war im Ringen mit dem Wüthenden an der Hand verwundet worden. Von Schmerz gepeinigt, hatte Friedrich den Mörder losgelassen und dieser den günstigen Augenblick zur Flucht benutzt. Friedrich verfolgte ihn nicht, dem Niedergesunkenen beizustehen, erschien ihm räthlicher. Mit welchen Gefühlen erkannte er in dem bleichen, entstellten, blutüberströmten Manne Waldemar Stupp! Dieselbe Empfindung der Abneigung beseelte den Verwundeten: die Augen öffnen, Friedrich anstarren und sie wieder schließen, war eins. Indeß hatte Waldemar's Noth und hülflose Lage den Haß in Friedrich's Seele zum Schweigen gebracht, aus einigen Kräutern und seinem Taschentuch machte er eine Art Verband: seine Bemühungen riefen den Ohnmächtigen zur Besinnung zurück.

„Beruhigen Sie sich, Herr Stupp, ich bin es, Friedrich von Dillburg .. Richten Sie sich auf, so — ich werde nach dem Schlosse eilen und Hülfe herbeischaffen.“

„Nein, lassen Sie mich nicht allein! Die Mörder könnten wiederkommen und ihr Werk vollenden. Ich blute, die Wunde ist gefährlich! Ich bin ein Kind des Todes“ ..

„Ich hoffe, nein. Gern biete ich Ihnen meinen Arm zur Stütze an, wenn Sie den Gang zum Schlosse wagen wollen.“

„Lieber sterb' ich auf dem Wege als hier .. Mein Kopf ist durch den Fall verwirrt, mir flimmert's vor den Augen, die fürchterlichsten Gestalten drängen sich um mich her, sie packen mich an, sie zerreißen mich“ ..

Waldemar's Zustand war beklagenswerth, zu dem Schmerz der Wunde gesellten sich die Wahngebilde seiner aufgeregten Phantasie, Friedrich hatte eine schwere Last, ihn mit sich zu führen. Eine leichte Blutspur bezeichnete ihren Weg. Fast waren auch Friedrich's Kräfte erschöpft, als sie die Buchenallee erreichten. „Ich kann nicht weiter!“ so sank Waldemar Stupp auf dem Rasen nieder. Zum Glück standen einige der Diener müßig vor dem Schlosse, Friedrich's Ruf nach Hülfe rief sie herbei. Von ihnen wurde Waldemar hinaufgetragen.

Da er nun, ohne seinen Willen in diese Geschichte mit verwickelt war, hielt Friedrich es für seine Pflicht, seine Rolle mit Anstand bis zu Ende zu spielen und dem alten Stupp in schonender Weise die Verwundung seines Neffen mitzutheilen. Er eilte den Trägern voraus, durch das Portal, über den Hof, nach dem Gartenhause; aber nicht den Kaufherrn, er fand Thekla.

Sie hatte ihn schon in einiger Entfernung bemerkt und kam ihm mit angstvollem Gesicht entgegen: „Sie haben uns eine traurige Nachricht zu bringen“ . .

„Ihr Herr Vetter, mein Fräulein“ —

„Um Gotteswillen, Sie bluten!“

„Das ist nichts, eine Schramme. Seien Sie auf ein größeres, Sie näher berührendes Unglück vorbereitet“ — und er deutete nach dem Thore hin, unter dessen Wölbung die Träger eben mit Waldemar erschienen. „Ihr Vetter ist verwundet, im Walde von einem heimtückischen Buben angefallen“ —

Eine leichte Blässe überzog Thekla's Wangen, aber ruhigen Gangs, in gefaßter Haltung näherte sie sich mit Friedrich dem Verwundeten, der in den Armen der Diener lag. Aus den Gemächern schaffte man die Wendeltreppe einen bequemen Armsessel hinab, um den Kranken so schneller hinaufzutragen. „Zum Arzt, nehmen Sie ein Pferd“, gebot Thekla einem Reitknecht. „Und

behutsam auftreten", ermahnte sie die Andern, „um den Vater nicht zu stören und zu erschrecken." Erst dann reichte sie Waldemar ihre Hand: „Muth, mein Vetter, Muth!" Einen langen, unbeschreiblichen Blick, der bei aller Schwäche doch einen lauernden Zug hatte, richtete Waldemar, in dem Sessel sich zurechtrückend, auf das Mädchen, auf Friedrich: „Es ist aus mit mir, Thekla.. die Wunde, die Nervenerschütterung — ohne Herrn von Dillburg wäre ich schon ein todter Mann." Mit fliegender Eile bat Thekla Friedrich, eine kurze Zeit im Gartensalon zu verweilen, bis sie die ersten und nothwendigsten Vorbereitungen zur Pflege des Vetters getroffen hätte; indessen würde auch der Vater seine Arbeit, bei der ihn Niemand unterbrechen dürfe, beendigt haben. — Friedrich verneigte sich schweigend, zum Zeichen seiner Einwilligung. Obgleich Waldemar, als übermanne ihn ein unerträglicher Schmerz, die Augen geschlossen hatte, vernahm er doch jedes Wort, das Thekla sprach, und jedes Wort war ihm ein Nadelstich; die Verbindung, die sich so zwischen dem Mädchen und Friedrich anknüpfte, konnte seinen Plänen viel gefährlicher werden, als die Stichwunde seinem Leben.

Träumerisch, den wunderlichen Verwickelungen, die ihn hergeführt, nachhängend, die Fäden dieser Zufälle weiter spinnend, saß Friedrich in dem Gartensaal. Die

Lampen darin waren angesteckt worden, durch die offenen Flügel der Thür wehte die Kühle, der Duft, das Rauschen des Springbrunnens hinein. Zum erstenmal dachte er länger an das Verhältniß, das nach der Meinung der Leute Thekla und Waldemar vereinte, oder doch bald vereinigen sollte. Diese Vorstellung wurde ihm peinlicher, schmerzhafter, je mehr sie die geschäftige Phantasie auszumalen strebte. Nie hatte es zwei Menschen gegeben, die weniger für einander bestimmt waren, als dieser eitle und falsche Mann, dies edle, hochsinnige Mädchen. Trotz seiner Verwundung flößte ihm Waldemar kein Mitleid, nur einen gesteigerten Widerwillen ein. Denn offenbar übertrieb er seine Schwäche, seine Schmerzen. Während Thekla voll schöner Hingabe und Aufrichtigkeit sich zeigte, war an Waldemar Alles ein klug berechneter Schein, Heuchelei und Verstellung seiner wahren Empfindungen. Wie hatte sie nur in das Verlöbniß mit ihm einwilligen können! War es Gewohnheit, Zwang, eine Irrung der Natur und des Herzens, die ihr Urtheil zu Waldemar's Gunsten bestimmt?

„Die Zeit ist Ihnen lang geworden, Sie sitzen so sinnend da“ — sagte sie plötzlich mit ihrer sanften, ihm wie holdeste Musik klingenden Stimme; er hatte sie nicht kommen hören, das Geräusch des Springbrunnens hatte ihren leichten Schritt übertönt.

„Nicht doch, mein Fräulein! Sie kehren schneller wieder, als ich mir zu hoffen erlaubte.. Von dem Krankenbett eines Verlobten“.. Ihm war das Wort entfahren, er wußte nicht, wie es geschehen. In erregten Zuständen tritt wohl der Gedanke ohne unsern Willen in das Wort, das ihn lebendig macht.

„Verlobten?“ wiederholte sie langsam und hielt ihre Augen unverwandt auf ihn geheftet. „Was verleitet Sie zu dieser Vermuthung? Mein Vetter, Waldemar Stupp, ist mein Verlobter nicht.“

Es war Härte, Entrüstung und Stolz zugleich in dem Ton, mit dem sie dies sagte, und Friedrich wurde dadurch so verwirrt, daß er nur mit einem Blick, nicht mit einem Worte ihre Verzeihung erflehte.

Herr Erich Stupp stieg die Treppe von der Terrasse nieder, ein Diener begleitete ihn. „Hübsche Geschichten, saubere Geschichten“, sprach er lebhaft. „Waldemar verwundet! Mörder im Walde, am hellen Tage! Und dafür bezahlen wir die Polizei und die kostspielige Gerechtigkeit? Saubere Geschichten“.. und damit trat er in den Saal zu den Zweien, die lautlos einer in des andern Augen ruhten . . .

Die Annäherung, die so durch eine Reihe kleiner Zufälligkeiten zwischen den beiden Familien geschehen,

machte in dem Flecken nicht geringes Aufsehen; aber ein plötzliches Abbrechen der Verbindung war um so weniger möglich, da die Krankheit Waldemar Stupps einen gefährlicheren Charakter annahm, als es den Anschein gehabt. Zu der Schwäche, die der starke Blutverlust herbeigeführt, gesellte sich am nächsten Tage ein Nervenfieber. Es war die Forderung der Sitte, die Frau Luise von Dillburg erfüllte, als sie nach dem Schlosse fuhr, um den Besuch des Kaufherrn zu erwiedern und sich theilnahmsvoll nach dem Befinden seines Neffen zu erkundigen.

Und noch durch einen andern, einen tragischen Umstand verschlang sich das Gewebe.

Am zweiten Tage nach dem Anfall auf Waldemar Stupp wurde die Leiche Bernhard's im Rhein aufgefunden: in dem Wahn, seinen Feind getödtet zu haben, in der sicheren Ueberzeugung, daß er nach diesem Verbrechen dem Arm der Gerechtigkeit nicht entgehen würde, schuldbeladen, schmerzzerrissen löste er sich durch einen Sprung in den Strom aus einem Dasein, das ihm zuletzt nur Qual, Verzweiflung, Sünde und Wahnsinn geboten.

Dieser erschütternde Vorfall rief unter den Arbeitern und den Armen der Gegend eine tiefe Bewegung, eine bedenkliche Gährung hervor. Alle hatten Bernhard als einen stillen, schlichten, arbeitsamen Mann gekannt, der

in seinem Weibe und seinem Kinde seine höchsten Güter sah und für sie einzig lebte. Laut und offen klagte man den Neffen des Kaufherrn an, diese glückliche Familie ins Unglück gestürzt zu haben. Man entschuldigte die Schwäche Gertrud's: sie ist eben ein Weib, putzsüchtig, den ganzen Tag, während der Mann im Steinbruch arbeitete, saß sie allein zu Hause, da kamen die schlimmen Gedanken und der Versucher; auf den wurde die ganze Schuld geworfen, sein Reichthum steigerte sie noch in den Augen der Armen. Niemals hatte Waldemar seine hochmüthige Geringschätzung der Arbeiter verborgen, rauh und gebieterisch fuhr er sie an und pflegte in seine Befehle noch hämische und spöttische Bemerkungen einzumischen, als gefiele er sich darin, den ohnmächtigen Zorn der Armen gegen sich herauszufordern. Das Alles wurde ihm jetzt in übelster Nachrede heimgezahlt. „Sie halten uns für Lumpengesindel, das sie mit Füßen treten können.“ „Unsere Weiber und Töchter verführen sie und wir dürfen uns nicht auflehnen.“ „Das Gesetz verbietet's!“ „Geht doch, das Gesetz ist nur für die Reichen.“ „Die Adeligen und die Reichen, die hacken einander die Augen nicht aus, ihr seht's ja wieder an den Dillburgs und den Stupps.“ „Es ist immer dieselbe Sippschaft.“ „Na, dem jungen Laffen ist nun sein Recht geschehen, der wird den Denkzettel nicht so bald vergessen.“ „Bist

ein Narr, die Reichen stehen sich mit den Doctoren gut, sie sterben nicht so rasch fort, wie wir; willst wetten, daß er in vier Wochen hier wieder herumstreicht, den Bart dreht und frech mit den Weibsbildern liebäugelt?" „Wollte Gott, der Bernhard hätte ihn besser getroffen!" „Wie lange dauert's und er beerbt den Alten, dann geht das Leiden erst recht für uns an." „Mit dem Alten ließ sich leben" . . „Ach, hole sie alle der Satan! Es wird nicht eher besser, bis wir eine große Revolte machen und die Fabrikherrn aufhängen" . . .

So wild und wilder gingen die Reden des Abends während des Heimgangs der Arbeiter und in den Schenken. Die Theuerung der Lebensmittel, der Wunsch nach Lohnerhöhung, die Nachrichten aus dem nahen Belgien, wo die Arbeiter hier und dort ihre Arbeit eingestellt, gossen beständig neues Oel in die Flammen. Ueberdies schien bei all' diesen Umtrieben eine geheime Macht thätig, die jeden Beschwichtigungsversuch der Ruhigeren und Verständigeren scheitern ließ. Noch war nicht die geringste Widersetzlichkeit von Seiten der Arbeiter geschehen, aber der Kaufherr, der jetzt häufiger in dem Steinbruch und den beiden Fabriken erschien, die er im Flecken besaß, erkannte die veränderte Stimmung. Er aber blieb sich gleich, freundlich zu Jedem, streng in der Aufrechthaltung der Ordnung, billigen Wünschen zu-

gänglich. Den Rath der Inspectoren, die Rädelsführer zu entlassen, verwarf er: das würde nur böses Blut geben und die Zahl der Landstreicher vermehren; nicht von denen, die arbeiteten, von den Müßiggängern und Nichtsthuern stamme das ganze Geschrei her.

Unberührt von dieser Unruhe, wie in einem glücklichen Lande der Phantasie, lebten Friedrich und Thekla. Herrn Erich Stupp schwanden die Furchen von der Stirn, die Sorgen aus dem Gemüth, in dem Anblick seiner Tochter. Nichts von dem Lärm und Aufruhr der Menschen draußen drang zu ihr, und Friedrich, mit seinen aristokratischen Neigungen und Gewohnheiten, hatte weder Muße noch Sinn, auf die Bewegungen in der Menge zu achten. Es war natürlich, daß er nach dem Befinden dessen fragte, den er aus augenscheinlicher Lebensgefahr gerettet, natürlich, daß er die Freundlichkeit und liebevolle Zärtlichkeit, mit der Thekla seine Mutter aufgenommen, durch Höflichkeit erwiederte. Gegenseitig lernten sich beide näher kennen, achten, schätzen; allmählig legte er den Ton gereizter Empfindlichkeit ab, in den er sonst bei jedem Widerspruch gefallen war. Das entschiedene, edelgefaßte Wesen Thekla's, das sich in ihren Ansichten und Handlungen aussprach, zog seinen ernsten Sinn an, ihre Behauptungen regten Gedanken an, ihre Anmuth und die ihr innewohnende Poesie verschönten

auch die trockenen Fragen der Politik. Zur rechten Zeit, wenn die Gegensätze der Meinungen sich zu erhitzen drohten, wußte sie dann einen geschickten Abbruch des Gespräches zu finden. In vielen Fällen konnte Friedrich ihr nicht Unrecht geben, sie betrachtete die Welt freier, sicherer und harmloser als er. Höher stellte sie die freie, nach allen Kräften gleichmäßig entwickelte Persönlichkeit des Menschen, als die hergebrachten Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft. Er mußte sich sagen, daß sie, an welcher Stelle sie auch geboren worden wäre, ihren Platz würdig ausgefüllt hätte. Niemals hatte er die Wahrheit des Dichterworts von dem erziehenden Einfluß edler Frauen tiefer empfunden, als jetzt. Was das Ende dieses, ihn beglückenden Verkehrs sein würde? Er bedachte es nicht. Bedenkt einer inmitten eines fröhlichen Festes den Ausgang, die Folgen, die es haben könnte? Sieht er statt der flammenden Kerzen erloschene, statt der blühenden Blumen verwelkte? Zuweilen, wenn er nach dem Schlosse eilte, das nun schon das tägliche Endziel seiner Spaziergänge geworden, wenn er zu dem St. Georg hinaufblickte, überwältigte der grüblerische Zug seines Geistes die Unbefangenheit und störte ihm den unbekümmerten Genuß der Stunde. Aber nicht Gedanken, nicht Entschlüsse, sie zu meiden, die Gegend zu verlassen, hielten vor Thekla's Er-

scheinung Stand. Der Einzige, der Friedrich's Gewissen und Willen gegen die schöne Zauberin wachgerufen hätte, war für ihn wie verschollen — Rupert fand sich nicht mehr wie früher an jedem Morgen im Dillburg'schen Hause ein.

Und auch sonst, auf den Bergen, im Walde gingen die beiden Männer sich am liebsten aus dem Wege, jeder aus leicht erklärlichen Ursachen. Friedrich erwartete von dem Alten eine harte und boshafte Strafrede, Ermahnungen, Warnungen, Erinnerungen an seinen Vater, Dinge, die er in seiner Stimmung nicht hören, die er sich so fern als möglich halten wollte. Mit Scheu und Scham hätte ihn die Gegenwart des alten Dieners niedergedrückt. Auf Rupert's Brust lastete dagegen ein Verbrechen, die Angst des Sünders. Als Friedrich Bernhard's erhobenen Arm ergriffen, hatte Rupert das Gesicht niedergeduckt, als wäre ein Blitzstrahl vor ihm in die Erde gefahren; während des Ringens der Beiden war er entflohn, auch hinter ihm schwebten die Furien. Mit seinem Gegner beschäftigt, hatte ihn Friedrich nicht wahrgenommen, in Waldemar's Fieberträumen mischte sich Alles wirr und räthselhaft in einander: so ahnte Niemand, welche Rolle Rupert in dieser verhängnißvollen Geschichte gespielt. Bernhard hatte er nach der That nicht wiedergesehen; er war in die Schenke, zu seinem

Schwiegersohn, gegangen, und hatte dort zechend und lärmend, wie es vorher nie seine Gewohnheit gewesen, bis nach Mitternacht gesessen. Wollte er im Voraus die Meinung der Leute irre führen, gleichsam, im Fall der Anklage, den Beweis eines Alibi haben? Die Menschen schwiegen, wie die Bäume und die Steine, in ihm aber tobte und grollte es um so wilder. Hat dich der junge Dillburg gesehen; wird er dich verrathen? Das war die Frage. Die Stupps und Dillburgs hatten sich versöhnt, er wurde das Opfer dieses neuen Bundes. In der eigenthümlichen Sophistik aller Schuldigen kehrte sich auch bei ihm das Verhältniß um, er war der Angegriffene, Verletzte. Sein Haß erhielt neue Nahrung. Die Feuersbrunst, das Messer, die Thaten Bernhard's gestalteten sich in seinen Träumen zu wunderlichen Phantasieen: er zündete das Schloß an, er bohrte Waldemar Stupp das Messer in die Brust. Wirklichkeit und Phantastik wirbelten zusammen. Und zuletzt nahm Friedrich Dillburg die Züge des ehernen Ritters über dem Burgportal an und stieß ihn, den alten getreuen Rupert, nieder. Einmal aus dem Gleichgewicht seines bisherigen Lebens gerückt, taumelte der Alte hinüber und herüber, seine Furcht, sein inneres Schuldbewußtsein spiegelten ihm die Dinge größer, gefährlicher vor, als sie in der That es waren, seine finstere und

leidenschaftliche Gemüthsart drängte ihn zu irgend einem Unternehmen vorwärts.. Wären die Menschen um ihn in gewohnter Ruhe und Thätigkeit ihren Arbeiten, Geschäften und Vergnügungen nachgegangen, so hätte Rupert's Zustand allmählig eine Aenderung zum Bessern erfahren. Die allgemeine Bewegung aber hielt ihn in beständiger Spannung und steigerte seine Heftigkeit, sein unstätes Wesen. Er war es, der in den Versammlungen das lauteste Wort gegen die Stupps führte, der heimlich diesen und jenen aufhetzte, die Erbitterung schürte, die gehässigsten Gerüchte aussprengte.

Der sechste Tag seit dem Mordanfall auf Waldemar Stupp war gekommen, ein Sonntag, und in der Schenke zur Sonne hatte sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden. Da gab es nun ein Erzählen, ein Reden hin und her, für und wider. Bernhard's Geschichte bildete an allen Tischen den Hauptgegenstand des Gesprächs. Das Loos der Armen, die Willkür und die Genußsucht der Reichen wurden mit Heftigkeit erörtert, die Sommerhitze und der Wein thaten das Ihrige, die Gemüther noch mehr zu entflammen und die Ströme der Volksberedtsamkeit nicht versiegen zu lassen. Und wo die Mäßigen den Unruhstiftern Raum abgewannen, kam Rupert diesen zu Hülfe und blies die verglimmenden Kohlen wieder an. „Das war vor Kurzem noch

ein so gesetzter Mann", sagten die Bürger aus dem Flecken, die mit ihren Frauen abseits von dem lärmenden Haufen unter schattigen Nußbäumen saßen, „jetzt ist er der Aergste" — und sie schüttelten die Köpfe. Von den Arbeitern war die Mehrzahl hinausgegangen, sich mit Spiel und Tanz in dem geräumigen Garten der Schenke und auf der Wiese, die daran stieß, zu erlustigen, allein die Tobsucht, das Wohlgefallen an Lärm, Geschrei, großwuchtigen Worten verdrängten bald harmlosere Freuden. Freiheit und Gleichheit, Tod den Reichen, Lohnerhöhung, mehr Brod und weniger Arbeit: wo hätten diese Zauberworte jemals ihre Wirkung verfehlt? Sie blenden und verwirren wie die Strahlen der Sonne, wenn man in sie hineinschauen will. Mitten in diesem Tumult — sie standen in dichten Haufen auf der Wiese — erhob einer seine Stimme und rief: „Wie wär's, wenn wir nach dem Schlosse hinaufzögen und fragten, wie es um unsern guten Herrn Waldemar Stupp stände?" Der so sprach, dachte nichts Sonderliches dabei und einige fingen darüber wie über einen schlechten Spaß zu lachen an. Für Andere aber war der Einfall der Funke, der eine Pulvertonne entzündet. Aus dem unnützen Geschwätz wuchs eine That vor ihnen auf. „Nach dem Schloß!" schrieen sie. Rupert schwang einen Knüttel um sein Haupt: „Recht so, Jungens, ich werde

Euch führen!" Vergebens warfen sich die Einsichtigeren der ungestümen Schaar entgegen, baten: sie möchten keinen Unfug anstiften, stellten vor, daß Waldemar Stupp durch seine Krankheit hart genug bestraft sei, warnten vor dem Einschreiten der Behörden, Alles blieb umsonst, die Menge war in Bewegung gerathen und wie ein Roß, das des Zaumes ledig, wollte sie ihren Willen durchsetzen. Die Wenigsten unter denen, die nun die Schenke verließen, hatten eine bestimmte, verbrecherische Absicht, die Meisten trieb die Neugierde an: was denn aus dem ganzen abenteuerlichen Zuge werden würde? Frauen und Kinder liefen mit; diese steckten grüne Zweige auf ihre Hüte, jene trugen Kränze darum. Wohl fielen tolle Reden, dann wurde wieder gesungen und gelacht. Das Ende konnte so gut eine Komödie wie eine Tragödie sein.

Zu seinem Glück oder Unglück — je nachdem sein Erscheinen besänftigend oder erbitternd auf die Menge gewirkt hätte — war Herr Erich Stupp an diesem Tage, wo man ihm einen so unerwarteten Besuch zugedacht, nicht in seinem Schlosse. Am vergangenen Abend hatten ihn wichtige Geschäfte, die seine persönliche Gegenwart forderten, nach der großen Fabrikstadt gerufen, über seine Wiederkehr wußte er der Tochter keine bestimmte Auskunft zu geben. Um ihr, der Einsamen,

Gesellschaft zu leisten, war Frau Luise mit Friedrich heraufgekommen. In dem stillen Garten saßen sie, im friedlichen Beisammensein. Von der Dienerschaft hatten einzelne ihren freien Tag, die Andern plauderten im Hofe, in den Gängen des weitläufigen Hauses, zwei lösten sich in der Pflege und Bewachung Waldemar's ab. Von Stunde zu Stunde verließ Thekla ihre Gäste, um sich selbst von dem Befinden des Kranken zu überzeugen. Auch über diese Sorge hinaus bedrückte sie eine gewisse Unruhe, die sie Friedrich nicht verbergen konnte und wollte.

„Es ist mir, als wäre mein Blut heute schwerer als sonst, mein Blick bewölkter", sagte sie zu ihm. „Der Vater nahm mit so eigenem Gesicht gestern von mir Abschied: morgen ist Sonntag, da wird nichts geschehen, meinte er. Ich gab nicht Acht auf die Worte, erst heute in der Frühe fielen sie mir wieder ein und beängstigen mich seitdem mit dunklem Schrecken."

„Wie die Zeitungen melden, greift die Arbeiterbewegung in der Provinz um sich; Ihr Herr Vater wird befürchten, daß auch hier seine Arbeiter sich ihr anschließen... Wenn ich nicht Ihre Besorgniß sähe", fuhr er mit einem Tone des Scherzes fort, „könnte ich triumphiren. Das ist nun die Frucht liberaler Gesinnungen! Sie wie Ihr Vater thun das Möglichste

für diese Leute und der Dank, den Sie erndten, sind Auflehnungen, unbillige Ansprüche: immer wird der Arbeiter in dem Fabrikherrn seinen Feind sehen und nicht begreifen wollen, daß ihr Vortheil Hand in Hand geht, daß Arbeit und Kapital gegenseitig ihr Dasein sich fristen."

„Beklagen Sie die Armen lieber, statt sie zu verurtheilen. Ihre Noth ist so groß und im Vergleich zu ihr unser Leben so heiter und wolkenlos. Weil wir nicht die Leiden erdulden, von denen sie heimgesucht werden, glauben sie, wir lebten ohne Kummer und Sorgen. Wir werden reich und sie erschwingen kaum die Nothdurft des Lebens. Daß, um sie Alle glücklich zu machen, unser Reichthum nicht ausreichte, daß er nur als ein Tropfen in das Meer des allgemeinen Elends sänke: die Erfahrung allein könnte sie davon überzeugen. Ich habe Mitleid mit den Armen, auch wo sie mich beleidigen."

„Sie sind immer von gleicher Güte und Langmuth."

„Schmeicheln Sie doch nicht, Herr von Dillburg, ich suche nur, so viel ich kann, nicht zu vergessen, daß wir im Grunde alle Brüder und Schwestern sind."

Einer aus der Schloßdienerschaft war mit der andern Menge auf der Wiese bei der Sonnenschenke ge-

wesen, er hatte zu denen gehört, die zum Guten riethen und den Zug mißbilligten. Ueberstimmt, überschrieen, von den Ausgelassensten mit Schlägen bedroht, hatte er die Flucht ergriffen und war nach dem Schloß geeilt; athemlos stürzte er jetzt in den Hof, in den Garten, berichtete, was er gesehen, gehört — eigentlich nur, was ihm die Angst vorspiegelte, geschaut und vernommen zu haben — den Anzug einer wild aufgeregten Menge, einer drohenden Gefahr. Nach ihm hatten die Leute geschworen, von Schloß Dillburg keinen Stein auf dem andern zu lassen; die Stupps hätten Schuld, daß die Hütte Bernhard's in Flammen aufgegangen, nun sollte ihr Palast eben so niedergebrannt werden. Was thun? so fragten sich die Diener unter einander, blickten fragend zu dem jungen Fräulein, zu Friedrich und der alten Dame auf, die mit gelassener Würde, Thekla die Hand reichend, in ihrer Mitte stand, und machten bedenkliche Gesichter. Friedrich war in dem ganzen Feuer eines kriegerischen Edelmanns, der mit den Mächten der Unterwelt den Kampf mit Blut und Eisen ausfechten möchte. „Wir sind sechs rüstige Männer“, rief er, „Herr Stupp hat einen Schrank trefflicher Flinten, bewaffnen wir uns, vertheidigen wir uns! Diese Aufrührerrotte soll nicht über uns Herr werden!“ Dazu aber, zu einem solchen Streit auf Tod und Leben waren

die Diener nicht geneigt, nur die beiden Jäger hätten gern auf jede Gefahr hin mit den neuen Flinten, die Herr Stupp jüngst aus Belgien erhalten, einen Probeschuß gethan. Zuletzt siegte die Meinung der Frauen, die zur Mäßigung und zum Erwarten des Kommenden riethen ...

„Um Ihret-, um unserer willen“, zog Friedrich das Fräulein heimlich zur Seite, „besteigen Sie mit meiner Mutter einen Wagen, noch ist der Weg frei, fahren Sie nach dem Städtchen hinunter. Ich verspreche Ihnen, so lange ich lebendig bin, betritt keiner dieser Schurken diesen Garten.“

„Nein, Herr von Dillburg“, und sie berührte mit leisem Druck seine Hand, „ich danke Ihnen, wir sollen nun einmal von Tag zu Tag mehr Ihre Schuldner werden, allein die Vertheidigung meines Eigenthums überlasse ich keinem andern, dies ist meine Pflicht.“ Mit freundlichem Drängen führte sie Frau Luise nach dem Gartensalon zurück, gebot den Mägden im Hause zu bleiben, sie lächelte, als sie wieder nach dem Hofe zurückkehrend, doch einige der Leute mit Büchsen bewaffnet sah. „Für den äußersten Nothfall“, entschuldigte Friedrich sein eigenmächtiges Handeln.

„St. Georg auf dem Thor, St. Georg im Hofe, wie könnten wir an unserm Siege zweifeln?“

Friedrich's Augen flammten; in dieser Minute verkörperten sich für ihn alle Heldinnen der Sage und Geschichte in Thekla. Daweilen war die Spitze des wunderlichen Zuges auf dem freien Raum vor dem Schlosse angelangt, Müßiggänger, Neugierige, Strolche, die keine Gelegenheit Lärm zu machen versäumen, bildeten sie; die Anstifter des Ganzen hielten sich noch im Hintergrund. Unentschlossen, ohne Führer stand die Menge schweigend, nur ein halblautes Gemurmel durchlief die Reihen. Die Ruhe und friedliche Stille, die über Schloß und Wald ausgebreitet lagen, hatten etwas Bannendes für diese rohen Seelen; die Feierlichkeit des Tages prägte sich auch in der Natur aus. Hier und dort waren die Jalousien vor den Fenstern niedergelassen, andere standen offen, die Flügel des Thores waren nicht geschlossen, nur das eiserne Gitter nach dem Hofe zu gesperrt, daran lehnte in voller Livrée ein Jäger, als erwartete er die Ankunft des Herrn. Nichts drückte Besorgniß, Unruhe, die Absicht der Vertheidigung aus. Im Sonnenglanz schimmerte das Standbild des heiligen Georg wie von purem Golde und die Inschrift darunter leuchtete weithin. Nun waren auch die Letzten den Buchengang hinaufgekommen und riefen, als seien sie am Ende aller Mühsal: „Hurrah!“ Es mochten etwa zweihundert Menschen sein. „Was bedeutet denn die Fratze da

oben?" begann einer und zeigte nach dem Erzbilde. „Bist Du ein so schlechter Katholik, daß Du den Erzengel Michael nicht kennst, der den Drachen tödtet?" „Es ist nicht Michael, es ist der heilige Georg." „Geht mir doch", schrie Rupert und drängte sich in die erste Reihe, „der Stupp ein frommer Mann? Gott weiß, was der glaubt! Ich will Euch das Ding erklären; auf unsere Verhöhnung ist es abgesehen. Wir sind der Drache, welchen der reiche Mann mit den Hufen seines Pferdes niedertritt. Den König wollen sie fortjagen und den Papst. Warum? Damit wir armen Leute gar keinen Schutz haben und sie im Lande machen können, was sie wollen. Der Waldemar Stupp hat's ja oft genug gesagt." Der Name des verhaßten Mannes rief der Menge plötzlich die Absicht, die sie hergeführt, wieder ins Gedächtniß zurück. „Ja, Waldemar Stupp!" „Heraus mit ihm!" „Er soll Abbitte leisten." „Er liegt am Nervenfieber." — „Hm, vertreibt ihm das Fieber!" „Schickt eine Deputation zu ihm." „Wie geht's Euer Gnaden?" Nun ein allgemeines Gelächter, ein Jauchzen, ein Schreien.. „Und vergeßt den Alten nicht!" „Eine neue Fabrikordnung." „Keine Stückarbeit mehr!" „Einen besseren Tageslohn!" „Der alte Stupp ist ein braver Mann, auf den lasse ich nichts kommen." „Du, Gelbschnabel, Du verstehst etwas Rechtes!"

„Die goldenen Buchstaben da, woher stammen sie? Aus unserem Schweiß!“ „Klopft doch einmal an!“ Und aus der hintersten Schaar, von ruchloser Hand geschleudert, flog ein Stein gegen die Fenster des ersten Stockwerks, traf und zersplitterte eine Scheibe. Das Klirren des Glases brachte eine mächtige Wirkung hervor, ein lautes „Hurrah!“ folgte ihm und die gaffende, bisher gelangweilte Menge griff nach Steinen, brach die Aeste der Bäume ab, um das Werk der Zerstörung zu beginnen. Wie im Kinde ist bei der Masse dieser Trieb der Vernichtung der stärkste. Das Glück aber, das an diesem Tage das Schloß beschützte, fügte es so, daß nicht allzuviel Steine in seiner Nähe aufzufinden waren und wenn man, wie Rupert schrie, etwas Ordentliches ausrichten wollte, mußte man durch das Portal und das Gitter in das Haus selbst eindringen. Dazu waren die Vordersten nicht geneigt, indeß stießen und schoben die hinter ihnen Stehenden, die Schaar kam allmählig in Fluß, dem Schlosse näher. Mit tollem Geschrei, mit einzelnen Steinwürfen, mit dem Rufe: „Werft das Schandbild hinunter!“ „Nur vorwärts!“ ermunterten und ermuthigten sie sich unter einander.

In dieser Noth nun, wo ein Handgemenge zwischen den Dienern und den Angreifern unvermeidlich schien, Friedrich schon die geladene Büchse bereit hielt, um den

Ersten niederzuschießen, der seinen Arm auf das Gitter legen würde, bei der steigenden Erbitterung auf beiden Seiten, sagte Thekla zu dem Jäger: „Oeffne!“ Sie hatte den Ton, den Blick ihres Vaters, der keinen Widerspruch duldete; kaum konnte Friedrich, die Waffe in der Hand, ihr nachstürzen, sie zurückzuhalten war unmöglich. Als die beiden jugendlichen Gestalten, Thekla voran, in kleiner Entfernung hinter ihr mit zornblitzenden Augen Friedrich, unter der Thorwölbung hervortraten, stutzten die, welche bisher fast wider ihren Willen vorgedrängt worden, stemmten sich dagegen und so stand, wie auf ein gegebenes Zeichen, die ganze Schaar, mit emporgereckten Köpfen, der neuen Dinge begierig. „Was wollt Ihr, Leute?“ fragte Thekla, zu den Ersten herantretend. „Was sucht Ihr bei uns? Ihr wißt, daß wir einen Kranken im Hause haben, dessen sollt Ihr schonen. Mein Vater ist in der Stadt; habt Ihr ihm Bitten, Vorschläge, Forderungen vorzutragen, so thut es, ihm ins Angesicht, mit Anstand, wie es sich ziemt, nicht mit diesem Unfug und Lärm. Ich habe Euch nie beleidigt, dies Haus, was kann es Euch gethan haben? Viele haben an seiner Schwelle Brod und Kleidung empfangen, Niemand ist unbeschenkt von hinnen gegangen. Mancher unter Euch wird meine Worte bestätigen können, er trete jetzt vor und gebe der

Wahrheit die Ehre. Ich fürchte Euch nicht, ich hasse Euch nicht, mitten unter Euch stehe ich da. Kann ich, ein schwaches Mädchen, Euren Frauen, Euren Kindern helfen, so sagt es. Eurer aber, der Männer, ist es unwürdig, ein friedliches Haus zu überfallen, mit Eurem Toben den Sonntag zu entweihen. Was beabsichtigt Ihr denn? Die Arbeit wird nicht reichlicher, das Brod nicht billiger werden, wenn Ihr diese Mauern zerstört habt. Und ehe Ihr Euer Ziel erreicht, hat Euch strafend die Gerechtigkeit ergriffen" . . Während sie sprach, röthete sich ihr blasses Gesicht ein wenig, ihr Herz klopfte ungestüm, angstvoll, nichts indessen verrieth ihre geheime Furcht, hoch und stolz hielt sie den Kopf, so ging sie von einem zum andern. Ihre Schönheit, ihr Muth, ihre Stimme zwangen auch die Verwegensten und Rohsten, so lange sie redete, zum Schweigen; ein beifälliges Gemurmel erhob sich sogar, als sie geendet und sich zu einer der Arbeiterinnen gewandt, die, ein Kind auf dem Arm, mit niedergeschlagenen Blicken dastand: aus Scham, so vor der stehen zu müssen, aus deren Hand sie so manche Wohlthaten empfangen hatte. Die Menge war rathlos, einige riefen schon: „Nach Hause! Nach der Schenke!" Wäre Friedrich vertrauter mit der rasch wechselnden Stimmung des Volkes gewesen, hätte er diese armen Leute, denen doch im Grunde

nur ihre Unbildung, ihre Rohheit vorzuwerfen waren, — Sünden, die mehr aus der verkehrten Einrichtung der Welt als aus ihrem Gemüth entsprangen — nicht so gering geschätzt und jede Nachgiebigkeit Schwäche und Verbrechen gescholten, würde er dem und jenem die Hand gedrückt, ihnen einen guten Trunk haben austheilen lassen und der Aufzug hätte mit einem „Hoch die Stupp's und die Dillburg's!" geschlossen. Statt dessen rief er trotzig: „Zieht heim! Gebt Raum!" Das war Wasser auf die Mühle der Unruhigen, denen das Schauspiel schon längst nicht mehr gefiel. „Was will der Gelbschnabel?" „Wir haben nur mit dem Fräulein zu thun." „Was mischt sich der Bursche in unsere Angelegenheiten?" „Es ist Friedrich Dillburg!" „Sein Vater hat manchen ins Zuchthaus gebracht." „Fort mit ihm! Schlagt ihn nieder!" „Nieder mit ihm und dem Drachenritter!" „Aus dem Wege, Frauenzimmer!" „Nieder!" Und nun fingen sie wieder an mit den Knütteln zu drohen, die Diener rissen das Gitter auf, um ihrer jungen Herrin beizuspringen, und da . .

Einen großen Feldstein hatte Rupert aufgerafft und, als alle wild durcheinander tobten, zur Seite tretend und sich Raum machend, weit ausholend zum Wurf, ihn gegen das eherne Standbild geschleudert. So gut traf der Stein den erhobenen Arm des heiligen

Georg mit der Lanze, daß er abbrach: er mochte nur schlecht verlöthet sein — und mit schwerem Fall, durch die Luft sausend, zur Erde fiel, hart an Friedrich vorüber, daß die eherne Lanze seine Schulter streifte.. „Er ist todt!“ schrieen Einige.. „Friedrich!“ rief Thekla in der Selbstvergessenheit der Furcht und Liebe und eilte zu ihm, mit ihren Armen ihn, der, vom Schlage erschüttert, zu sinken drohte, umfassend. Aber ihre Berührung beseelte ihn mit neuer Kraft, er blieb aufrecht, er stützte sie, die Büchse erhebend, wenn die Wüthenden einen Angriff machen sollten.

Für die Menge war der herabfallende Arm St. Georg's gleichsam die sichtbare Hand Gottes: sie wagten sich nicht weiter vor. Den Einen schien Friedrich's Rettung ein Wunder, die Andern fürchteten, das eherne Bild würde in dem nächsten Augenblicke herunterstürzen, die Aengstlichen behaupteten schon, daß es schwanke und vornüberneige. Hatte der Finger Gottes den einen bewahrt, einen andern hatte er um so stärker getroffen. Das Geschehene riß Rupert aus dem unheimlichen Rausch und Taumel, in dem er sich die letzten Tage hindurch bewegt. Als das Erzstück, den einzigen Sohn seines geliebten Herrn bedrohend, niederstürzte, durchfuhr es ihn vom Kopf zur Sohle: der Mann zitterte an Händen und Füßen, Thränen strömten ihm aus den

Augen, „Vergebung! Vergebung!“ rufend, stürzte er aus dem dichtesten Haufen und fiel Friedrich und Thekla zu Füßen nieder. „Ich bin der Schuldige“, rief er thränenüberströmt und raufte sich den Bart. „Ich habe sie aufgestiftet, ich habe den Stein geschleudert — ich bin ein ewig verdammter Sünder!“ Und während sich Thekla, auch um ihre Schamröthe zu verbergen, liebreich zu dem Alten neigte und ihn aufzurichten suchte, redete er weiter, mit gebrochener Stimme, Bekenntnisse, Anklagen, Worte der Reue. Von dem rührenden Schauspiel ergriffen, stand Alles so lautlos, daß man ein Blatt hätte fallen hören müssen, wie viel eher den gleichmäßigen Hufschlag eines Gespanns, das Heranrollen eines Wagens . .

Im offenen Wagen kam Herr Erich Stupp die Buchenallee daher; seine Geschäfte hatte er schnell und zur Zufriedenheit beendigt, in seinem gutmüthigen und klugen Gesicht glänzte die Freude. „Mein Vater!“ Thekla flog ihm entgegen, noch immer hielt sie Friedrich's Hand gefaßt und zog ihn, der nicht widerstrebte, in dem Jubel ihres Herzens mit sich. Die früher die lautesten und übermüthigsten Schreier gewesen waren, hielten es jetzt für die höchste Zeit, sich still davon zu schleichen und den unliebsamen Ausgang des verfehlten Unternehmens nicht abzuwarten. Denn mit beiden

Füßen war Erich Stupp aus dem Wagen gesprungen, stand da, überschaute die Scene, reimte sie zusammen, drückte erst der Tochter, dann Friedrich die Hand, blinzelte mit den Augen und sagte: „Guten Abend, Leute! Danke Euch für den Empfang! Dem St. Georg habt Ihr den Arm abgeschlagen, nun, wir werden ihm einen neuen gießen lassen. Besinnt Euch doch; wenn Ihr die Fabriken zerstört, mit Eurer Arbeit werden sie wieder aufgebaut. Es ist immer das alte Lied von Armuth und Reichthum, unsere Vorfahren haben es gepfiffen und unsere Nachkommen werden es auch noch pfeifen. Aber wie? Geht's Euch nicht besser als Euern Großvätern? Habt Ihr nicht bessere Wohnungen, mehr Verdienst? Macht, daß es Euren Kindern wieder besser gehe, als Euch. Schickt sie in die Schule, laßt sie lesen und schreiben lernen. Dann werden sie klüger sein als Ihr und sich nicht an einem leblosen Stück Erz vergreifen, wie Ihr. Die Arbeit ist heilig, sollte Euch, den Arbeitern, doch heilig sein. Der arme St. Georg! Was that er denn? Er tödtete den Lindwurm, der das arme Volk verschlang. Nicht das Geld frißt Euch auf, die Knechtschaft ist's. Freie Männer solltet Ihr sein . . nun, genug mit der Nachmittagspredigt! Heinrich, Hans, haben wir noch ein Weinfaß im Keller? Die Leute sind durstig. Macht's Euch bequem, lagert Euch

auf dem Rasen. Wenn die Polizei kommt — und sie soll schon von Eurem Zuge gehört haben — war's ein Scherz, ich werde mit den Herren reden. Keine Polizei, selbst ist der Mann! Ich für Euch, Ihr für mich" — und damit steckte er seine Hände in die Taschen: „Guten Abend!" und ging in das Schloß.

Ein Lebehoch nach dem andern erscholl dem freigebigen Herrn, und als gar das Weinfaß herangerollt und angezapft wurde und das Glas in die Runde ging, gab es am ganzen Rhein, nach der Meinung der Trinkenden, keinen wackerern Herrn, als Erich Stupp. Der sagte indeß im Garten zu Friedrich, der ihm wegen seiner unzeitigen Güte Vorstellungen machte: „Lieber Herr von Dillburg, der Gewalt des Staates darf man nicht einen Finger hinhalten, sonst ergreift sie die Hand. Ausgleichung ist das Beste. Heute wären die Leute auseinander getrieben worden, morgen hätten sie in den Fabriken gemurrt, gefaulenzt, die Arbeit ganz eingestellt. Meine Kur macht sie lustig und heiter; ist der Stupp ein fideles Haus, sagen sie morgen und arbeiten noch einmal so rüstig.. Nach dem heutigen Sturm, es lebe die Freiheit!"

Die Sonne war gesunken, die Menge hatte sich zerstreut. Den Platz vor dem Schlosse reinigten die Diener.

Alles nahm wieder seinen ursprünglichen Charakter des Stillen, Friedlichen und Lieblichen an.

Am Springbrunnen standen Thekla und Friedrich, lautlos, sie die Augen mit den Wimpern verschattend, er das Worte der Liebe auf den Lippen, sie antwortete nicht, aber sie standen Hand in Hand. Ueber ihnen schimmerte der Himmel, wie ihre Zukunft, in einem Meer von goldenem und rosigem Licht.